

Was bleibt?



Neues aus der Stiftung

- Zimmer frei S. 3
- Gepflegte Öffentlichkeit S. 4
- „Eigentlich bin ich darauf so richtig stolz“ S. 5

Das Thema

- Was hat das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung gebracht? S. 7
- Die Koordinierungsstelle zieht Bilanz S. 8
- Fünf Fragen zum EJMB 2003 S. 10
- Zu früh für Zufriedenheit S. 14
- Die Hansens S. 15
- Blitzlichter S. 16
- Stimmen aus Berlin-Neukölln S. 19
- Europa ist manchmal noch ganz schön schwierig S. 20
- Streben nach guten Gesetzen S. 20
- Liebe Grüße aus Österreich S. 21

Im Brennpunkt

- Vernetzung S. 23
- Vernetzung als Chance und Zukunftsvision S. 24
- Wie sicher sind Fahrdienste für Menschen im Rollstuhl S. 27

Porträt

- Bei Anruf Mobilität S. 29

Forum

- Fahren, aber sicher! S. 33
- Bus und Bahn zum Probe fahren S. 36
- LIS e.V. wie er leibt und lebt S. 37
- Verehrte Gäste des Europäischen Meetings S. 38
- Es lebe die Liebe! S. 41
- Ein Abend für Leib und Seele S. 42
- Ein kulturelles Wochenende, ein kultureller Tag S. 42
- Rheinsberg, ein Geschenk S. 43
- Ein Experiment S. 46

Reisen

- Bella Italia S. 47
- Body Talk – Körpersprache S. 48
- Sommerfahrt nach Sankt Peter Ording S. 50

Sport

- Vereinsfest auf Bayerisch... S. 52

Leben & Lesen

- Engel, wer oder was sind sie? S. 54
- Wege zur Unsterblichkeit S. 56
- Leben und leben lernen S. 57

Persönliches

- Lonely Hearts S. 59

Tipps & Termine

S. 60

Teilhabe erwünscht“ ist gleich „Teilhabe erreicht“? Die Aktionen des Europäischen Jahrs der Menschen mit Behinderung (EJMB) hat die „Szene“, Menschen mit Behinderung, Fachkräfte, Angehörigen usw. erreicht.

Hier wurde – z.T. sehr erfolgreich – Teilhabe praktiziert, die auch Wirkung zeigte. Doch mein Zeitungsmann, und der liest naturgemäß viele Überschriften auf ersten Seiten, wusste nichts davon. Nur einige wenige Firmen haben sich dem Thema sichtbar gestellt.

Das war der Eindruck vor dem Beginn der Arbeit an diesem Heft – die verschiedenen Sichtweisen auf das EJMB sind ebenso spannend wie kennzeichnend. Viel Anregung beim Lesen!

Ihr Thomas Golka

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung:

Thomas Golka/Ursula Rebenstorff/Helga Hofinger

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: golka.fdst@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Redaktionelle Mitarbeit: Sean Bussenius

Gestaltung/Titel/Illustrationen:

bleifrei Medien + Kommunikation

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 3 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 30. November 03

Fotos: Archiv FDS, Boldin, Brandt, Donath, Golka, Hurlin, Kiriczi, Köhn, Kruska, Mueller v.d. Haegen, Rebenstorff, Schadewald, Tiller, Turber, Werner, privat.

Zimmer frei

Musterzimmerbesichtigung in Rheinsberg

Am 4.11.2003 lud Herr Schmidt zur Musterzimmerbesichtigung nach Rheinsberg ein. Auf dem Gelände des Haus Rheinsberg, Hotel am See, entsteht ein zusätzliches Haus mit einer Arztpraxis, einer Wohnung und zwei Ferienwohnungen. Letztere werden speziell für Menschen mit Behinderung gebaut. In jeder Wohnung können sechs von ihnen und zwei Betreuer unterkommen. Die Idee ist, eine kostengünstige Unterbringung für kleine Gruppen anzubieten. Angebote wie Schwimmbad, Sauna und Kegelbahn können dabei während des Aufenthaltes mitgenutzt werden. Weiterhin besteht die Möglichkeit, die Mahlzeiten im Hotel zu buchen oder in der Ferienwohnung selbst zu kochen, je nach finanzieller Lage. Große Teile der Küche



(Herd, Spüle, Arbeitsfläche) werden unterfahrbar sein. Für jede Gruppe sind zwei Bäder mit Dusche vorgesehen. Die zwei Betreuerzimmer und ein Bad befinden sich im Obergeschoss.

Zu dem Termin der Musterzimmerbesichtigung erschienen potenzielle Nutzer und Mitarbeiter der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Es ging darum, den Schlafraum der Wohnungen genau anzusehen und auf



seine Funktionstüchtigkeit zu überprüfen. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage: Sind die Schlafräume in Art und Größe ausreichend und können die Betreuer die Pflege in diesem Raum durchführen?

Da zwei Rollstuhlfahrer mit Elektro- und Faltrollstuhl vor Ort waren, wurde mit verschiedenen Lifter-Typen die Praxis geprobt. Das Musterzimmer zeigte sich dabei als sehr funktional.

Anschließend wurden einzelne Details besprochen und Anregungen zu Veränderungen (z.B. beim Nachttisch oder Schrank) aufgenommen. Kontrovers wurde die hohe Lage der Fenster diskutiert. Bei den meisten Teilnehmern war der Wunsch hinauszusehen größer als der nach Schutz vor Einblicken von Passanten. Dieser Punkt wird von dem Architekturbüro neu überdacht.

Insgesamt ist das Konzept des neuen Hauses mit seinen Ferienwohnungen und deren Anbindung an das Hotel sowie die Finanzierbarkeit als sehr positiv zu bewerten.

Ines Voll



Gepflegte Öffentlichkeit

Die Stiftung auf der RehaCare 2003 in Düsseldorf

Mittwoch, 15. Oktober 2003, 10 Uhr – das Tor öffnet sich und viele Menschen strömen in die Messehalle 6, dem Reise-Center der RehaCare International in Düsseldorf. Gleich im Eingangsbereich hat das Gästehaus Bad Bevensen der Fürst Donnersmarck-Stiftung seinen Stand aufgebaut und wird von den zahlreichen Besuchern fast überrollt. Werbeartikel wie Taschen, Schlüsselbänder oder auch die aus der Heide mitgebrachten Äpfel und Kekse sind begehrte „Mitnahmeartikel“. Auch der von einem Bevenser Koch servierte Heideschinken auf Pumpernickel oder Melone werden vom Messepublikum gern angenommen.

Der erste Eindruck einer sehr gut besuchten Messe sollte sich im Laufe der folgenden drei Tage bestätigen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Gästehauses und des Reisebüros der Fürst Donnersmarck-Stiftung hatten viel zu tun, um die interessierten Standbesucher über Urlaubsmöglichkeiten für Rollstuhlfahrer in der Lüneburger Heide zu informieren. Durch die großzügige Standaufteilung und die Anzahl der Mitarbeiter bestand die Möglichkeit zu intensiven Gesprächen mit Betroffenen und ihren Angehörigen – was bei einer Messe nicht immer selbstverständlich ist.

Am Nachbarstand hatte das HausRheinsberg – Hotel am See ebenfalls alle Hände voll zu tun, um die vielen Nachfragen zu bewältigen. Auch hier kamen viele Stammgäste und neue interessierte Besucher zum Stand und nahmen die Möglichkeit wahr, direkt auf der Messe einen Aufenthalt im HausRheinsberg zu buchen.

Das Interesse an Möglichkeiten für barrierefreien Urlaub ist groß, vielfach sind die Menschen auf der Suche nach geeigneten Zielen.

Auf dem Stand der Stiftung wurde in diesem Jahr erstmalig eine Webcam instal-



liert, so dass die Kolleginnen und Kollegen in Berlin, Rheinsberg und Bad Bevensen verfolgen konnten, was in Düsseldorf passierte. Aber auch interessierte Gäste oder Bewohner der verschiedenen Einrichtungen der Stiftung, die nicht nach Düsseldorf gekommen waren, konnten so am Bildschirm an der Aktion der Stiftung teilhaben.

Die RehaCare International ist eine internationale Fachmesse für Menschen mit Behinderung und Pflegebedarf. In diesem Jahr kamen 50.100 Besucher nach Düsseldorf, um sich über neue Reha-Produkte und Hilfsmittel, Reisen, Autos und barrierefreies Bauen zu informieren. Insgesamt waren 804 Aussteller aus 31 Ländern vertreten, die den Fachbesuchern, Betroffenen und ihren Familien gebündelte Informationen vermitteln und ihnen Anregungen sowie zielgruppenorientierte Lösungen aufzeigen wollten. Etwa 30% der Besucher waren Betroffene oder Angehörige von Betroffenen. In den Themenparks





„Behinderte Menschen und Beruf“, „Riss durchs Leben“ – Zentrum für Menschen mit Schädelhirntrauma, „Competence Center Pflege“, „Barrierefreies Planen, Bauen, Wohnen“, „Hilfsmittel für Blinde und Sehbehinderte“, Auto-Center Promobil“, „Reise-Center“, „Sport-Center“ und einer Sonderschau „Innovationen“ konnten Betroffene wie Fachpublikum vielfältige Informationen bekommen.

Samstag, 18. Oktober, 17 Uhr – der Besucherstrom ist in den letzten zwei Stunden abgeebbt, die Tore der Messe werden geschlossen. Müde, aber zufrieden sitzen die Mitarbeiter der Stiftung nun um den Tisch und lassen die Tage Revue passieren. Die Stiftung hat sich mit ihrem Tourismus-Bereich auf der RehaCare ansprechend und kompetent dargestellt und sich und ihre Arbeit einer großen, interessierten Öffentlichkeit präsentiert. Die RehaCare International findet auch im nächsten Jahr statt. Das Gästehaus Bad Bevensen, HausRheinsberg – Hotel am See und die Stiftung werden wieder dabei sein.

Susanne Schiering



„Eigentlich bin ich darauf so richtig stolz“

Ich und Du – eine Bilderausstellung von Kindern mit Handicap

Ich und Du – unter diesem Titel hatten Kinder und Lehrer der heilpädagogischen Wendlandschule Grabow die Ausstellung ihrer Bilder zusammengefasst. Viel Farbenfrohes, Selbstbildnisse der Kinder, Motive aus Märchen, Bilder der Phantasie gaben den Räumen des Gästehauses Bad Bevensen in der Zeit von Ende Oktober bis Mitte November ein buntes Gesicht.

Sieben mehrfach gehandicapte Schülerinnen und Schüler der 5.Klasse haben unter der Leitung ihres Lehrers Dagomar Rojahn kleine und große Kunstwerke geschaffen. Da ist zum Beispiel die „Prinzessin mit den grünen Ohren“, die sich auch auf dem Ausstellungsplakat und den Einladungskarten findet. Gemalt hat dieses Bild die 11-jährige, mehrfach gehandicapte Clara. Warum die Prinzessin grüne Ohren hat, verrät sie auf Nachfrage gern: „Nach Rot ist Grün eben meine Lieblingsfarbe.“ Klar, da hätte man auch selbst darauf kommen können. Aber wenn Clara dann vor den Bildern steht und die aushängenden Plakate und die Postkarten mit ihrer Prinzessin betrachtet und sagt: „Eigentlich bin ich darauf so richtig stolz“, spürt man, dass diese Bilder weit mehr sind als nur bunte Farbtupfer. Durch sie können sich Clara, Florian, Lutz, Undine, Anna Lisa, Lukas und Anna Maria ausdrücken, durch sie bekommen sie Anerkennung.

Sabine Pietsch, die Mutter von Lutz, formuliert dies bei der Eröffnung der Bilderausstellung so: „Die Kinder freuen sich über Anerkennung, gerade für unsere Kinder ist diese Wertschätzung wichtig. Sie stehen selten auf dem Siegereppchen, sondern gehen meist als Letzte durchs Ziel.“

Die Eröffnung dieser ganz besonderen Ausstellung wurde im Beisein der Kinder, Eltern, Lehrer und Hausgäste des Gästehauses Bad Bevensen mit einer kleinen Feier begangen. Bei Kaffee, Kakao und Kuchen, Harfenmusik und fröhlicher Stimmung standen die Kinder und ihre Bilder im Mittelpunkt. Die Kinder aus den Landkreisen Uelzen und Lüchow-Dannenberg fühlten sich offensichtlich wohl im Gästehaus und erklärten den Gästen gern ihre Bilder und die Gedanken, die sie beim Malen hatten. Auch die Hausgäste nutzten den Nachmittag, um sich die Bilder anzuschauen und ein paar gemeinsame Stunden mit den jungen Künstlerinnen und Künstlern zu verbringen.

Die Bilderausstellung „Ich und Du“ war für drei Wochen im Gästehaus Bad

Bevensen der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu sehen. Das Gästehaus wollte seine Türen mit ihr auch für die Bevenser Bevölkerung und die Kurgäste öffnen. Mit „Ich und Du“ wurde in der Reihe der vielfältigen kulturellen Angebote des Gästehauses zum ersten Mal eine Ausstellung initiiert. Weitere werden sicherlich folgen.

Wer nach dem Ende der Ausstellung in das Gästehaus kommt, muss auf die Kunstwerke nicht ganz verzichten: Michael Klopp, Leiter des Gästehauses, kündigte schon in seiner Rede bei der Eröffnungsveranstaltung an, dass die „Prinzessin mit den grünen Ohren“ nun im Haus bleiben solle und erwarb dieses Bild vom Elternverein.

Susanne Schiering



Was hat das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung gebracht?

Zunächst ein paar Fakten: Es gab keine zentrale Kampagne, sondern Projekte wurden aus dem Topf mit 3,8 Millionen Euro gefördert. Für das erste Halbjahr 2003 wurden bei der Koordinierungsstelle 173 Anträge für Projekte gestellt, davon wurden 62 positiv beschieden, im zweiten Halbjahr gab es 120 Positivbescheide bei 442 Anträgen. Darüber hinaus wurden rund 1000 Aktionen zum EJMB durchgeführt, die nicht direkt unterstützt wurden. In der Öffentlichkeitsarbeit gab es eine Website (www.ejmb2003.de), einen Newsletter und den Malwettbewerb „Kinder malen barrierefrei“, an dem sich rund 9000 Kinder beteiligten und dessen Ergebnisse im Internet zu sehen sind: www.kinder-malen-barrierefrei.de. Pressearbeit und TV-Spots rundeten das Bild ab.

Der Behindertenbeauftragte der Bundesregierung, Karl-Hermann Haack, sieht in den Aktivitäten des Jahres 2003 Konsolidierung und Aufbruch: „Im Jahre 2003 galt es, die seit 1998 begonnene Reform der Behindertenpolitik zu konsolidieren, fortzusetzen und auszubauen.“ Auch sein Gesamtrückblick ist positiv. „Auch wenn manche Diskussionen und Entscheidungen nicht oder noch nicht die Ergebnisse gebracht haben, die sich behinderte Menschen, ihre Organisationen und Verbände wie auch ich gewünscht hätten, so war das Jahr 2003 doch ein erfolgreiches für die Bundesrepublik.“

Für den Deutschen Behindertenrat (DBR) hängen die Gewichte etwas anders: „Das EJMB stand unter der Losung des Europäischen Behindertenforums „Nichts über uns ohne uns“. Dieses Ziel hat die Bundesregierung in diesem Jahr nur teilweise umgesetzt“, hieß es auf einer Pressekonferenz am 3.12.2003 in Berlin. „Nicht zufriedenstellend, oft enttäuschend, war der Besuch dieser mit

großem Engagement vorbereiteten und durchgeführten Workshops, Tagungen und Kongresse durch Politiker und Ministerialbeamte.“

Was haben wir zum EJMB beigetragen?

Der Donnersmarck-Cup wurde ins Leben gerufen. Sie erinnern sich: Rugby im Rollstuhl. Das war der erste, ganz sportliche Streich im Frühjahr 2003. Die Stiftung unterstützte dann die Kunstmeile „Grenzen verschwimmen“ im Berliner Bezirk Wedding, an der behinderte Künstler ihre Werke einer breiten Öffentlichkeit zeigen konnten.

Ebenso öffentlichkeitswirksam war die Entwicklung eines Rollstuhlsimulators für den Ökumenischen Kirchentag. Junge Menschen erlebten die Lebenswelt von behinderten Menschen virtuell. Mit der Unterstützung der Tagung des Vereins LIS (Locked in Syndrom) wurde der Rehabilitationsauftrag der Stiftung besonders in den Vordergrund gerückt.

Gegen Ende des Jahres stehen die Übersetzung der Agenda 22, der europäischen Anwendung der Standardregeln der UN für behinderte Menschen, und die Info-Veranstaltung für ein Assistenzgesetz auf der Tagesordnung. Soweit die Aktivitäten der Stiftung.

Die WIR möchte dieses Bild abrunden. Dazu haben wir verschiedene Menschen um eine Stellungnahme gebeten, mal kurz, mal lang. Wer noch mehr über die Wirkungen des EJMB erfahren will, sollte auf die angekündigte Auswertungstagung der Koordinierungsstelle und des Bundesbehindertenbeauftragten im Februar 2004 achten.

Näheres dazu unter www.ejmb2003.de.

Thomas Golka

Bild von Barisch Rahimi aus dem Malwettbewerb „Kinder malen barrierefrei“

EJMB 2003:

Die Koordinierungsstelle zieht Bilanz

„Nichts über uns ohne uns“ – unter diesem Motto stand das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung in Deutschland. Dieser Ausspruch aus der Behindertenbewegung ist mehr als nur ein Motto: Es steht bereits seit Jahren als Lehre aus Veranstaltungen, die über die Köpfe und Interessen der behinderten Menschen hinweg organisiert wurden; es steht aber auch für den entschlossenen und selbstbewussten Kampf für die Interessen behinderter Menschen – nicht nur in Deutschland.

182 Projekte, die unter der Mitwirkung von behinderten Menschen organisiert und durchgeführt wurden, konnten in Deutschland aus den Mitteln des EJMB gefördert werden. Besonders hervorzuheben sind aus unserer Sicht, neben den sechs zentralen Veranstaltungen in Deutschland zu den Themen „Persönliche Assistenz“, „Barrierefreiheit“, „Gleichstellung“, „Arbeit“ sowie „Gesundheit“ und „Ethik“, die Sommeruniversität in Bremen zu „Disability Studies“ und die „Independence Days“, das integrative Kulturfestival in Mülheim an der Ruhr.

Was hat das EJMB für die behinderten Menschen gebracht?

„Nichts über uns ohne uns“ – natürlich gilt dieses Motto auch für die Bilanz des EJMB. Deshalb geben die nachfolgenden Erläuterungen die spezielle Sicht der Nationalen Koordinierungsstelle wieder. Die Gesamtzahl der bei der koordinierenden Stelle für das EJMB im Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung eingegangenen Anträge auf finanzielle Unterstützung (615) sowie die zahlreichen Veranstaltungen und Aktionen, die darüber hinaus stattgefunden haben – wie zum Beispiel die Kampagne der bayrischen Staatsregierung „Na und!“ – zeigen, dass das Jahr in der Tat intensiv genutzt wurde, um Diskussionen anzuregen, Anstöße zu

geben und Veränderungen zu unterstützen. In jedem Fall ist die positive Wirkung des EJMB für behinderte Menschen spürbar geworden. Das Interesse an behindertenpolitischen Themen hat zugenommen – die Veranstaltungen waren in den meisten Fällen ausgebucht.

Das EJMB konnte aber auch nicht verhindern, dass es für behinderte Menschen Rückschritte gab und Zusagen nicht eingehalten wurden: Kürzung des Blindengeldes in einigen Bundesländern, Nicht-Einführung des zivilrechtlichen Diskriminierungsschutzes für behinderte Menschen durch ein Gesetz des Justizministeriums. Dennoch ist hervorzuheben, dass gerade in diesem von umgreifenden Reformprozessen und erheblichen Einschnitten für alle Menschen geprägten Jahr die Chancen für die Weiterentwicklung der behindertenpolitischen Belange selten so gut waren. Um dies am Beispiel der Persönlichen Assistenz zu erläutern: „Selbstbestimmung ermöglichen“ ist eine der zentralen Botschaften im EJMB gewesen, die explizit so als Ziel im Neunten Buch Sozialgesetzbuch – SGB IX – und dem Behindertengleichstellungsgesetz des Bundes – BGG – festgeschrieben stehen. Im Rahmen der Gesamtreform der Sozialhilfe schlägt das Sozialministerium die Erweiterung des „Persönlichen Budgets“ im SGB IX vor. Es ist als trägerübergreifendes und bedarfsdeckendes Budget in den neuen Gesetzentwurf des SGB XII aufgenommen worden. Es umfasst auch die Geldleistungen im Rahmen der Pflegeversicherung zur „Persönlichen Assistenz“ und bezieht die Summe aller bisher geleisteten Geld- und Sachleistungen zur Eingliederung behinderter Menschen ein. Es ist noch kein eigenständiges Gesetz zur Persönlichen Assistenz – so die Forderung bei der Eröffnung in Magdeburg und bei der zentralen Veranstaltung zur Assistenz in Mainz. Dennoch umfasst es bereits Ansätze, die es in den nächsten Jahren zu evaluieren und weiterzuentwickeln gilt.

*Bild von
Mira Probst aus
dem Malwettbewerb
„Kinder malen barrierefrei“*

Was kommt nach 2003?

In dem vorliegenden Gesetzentwurf zur Förderung der Ausbildung und Beschäftigung schwerbehinderter Menschen, der nach dem inzwischen bereits in Gang gesetzten Gesetzgebungsverfahren im Sommer 2004 in Kraft treten soll, wird die Stellung der Schwerbehindertenvertretung weiter gestärkt und ein besonderer Fokus auf die Ausbildung schwerbehinderter Jugendlicher gelegt.

Mit der Preisverleihung für Projekte im barrierefreien Tourismus für Familien mit behinderten Angehörigen stieß das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend gemeinsam mit dem Deutschen Tourismusverband einen Prozess an, viele Angebote für behinderte Menschen zugänglich zu machen. Darüber hinaus hatten sich parallel einige Bundesländer speziell zum EJMB dem Ausbau des barrierefreien Tourismus gewidmet.

Mit der Einführung der Gesundheitskarte ab 2005 führt das Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung die informelle Selbstbestimmung behinderter und chronisch kranker Menschen weiter und ermöglicht ihnen die Verfügung über die Kerndaten ihrer Behandlung. Bei einem Arztwechsel kann so die lückenlose und kompetente Weiterbehandlung erfolgen.

Das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen ist nun bald vorbei. Auch wenn auf europäischer Ebene in Rom das Jahr abgeschlossen wird, so werden wir in Deutschland bewusst keine Abschlussveranstaltung durchführen. Die Reform der Behindertenpolitik wird auf der Grundlage der Anstöße aus diesem Jahr weitergeführt werden: beispielsweise sind die Behindertenverbände und Selbsthilfegruppen mit einem



eigenen Antragsrecht in Bundesausschüssen und beim Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen ausgestattet worden. Als gleichberechtigte Partner sitzen somit behinderte Menschen als „Experten in eigener Sache“ in den entscheidenden Gremien.

Ende Oktober legte die Europäische Kommission der Öffentlichkeit einen Aktionsplan zur Förderung der Chancengleichheit von Menschen mit Behinderungen in einem erweiterten Europa vor. Dieser umfasst den Zeitraum von 2004 bis 2010 und schließt damit unmittelbar an das jetzt auslaufende Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen (EJMB) an. Nach Ansicht des Behindertenbeauftragten der Bundesregierung, Karl Hermann Haack, liegt damit nun ein Dokument auf dem Tisch, das nachdrücklich die Skepsis derjenigen zerstreut, die dem Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen aufgrund seines Kampagnencharakters wenig Zukunftswirkung zutrauten: „Ich betrachte den Aktionsplan als Willensbekundung Europas und als Aufforderung an die Mitgliedstaaten, in ihrem Bemühen zur Verbesserung der Chancengleichheit von Menschen mit Behinderungen zielstrebig fortzufahren.“

Die Erwartungen an das EJMB waren groß. Dennoch sollte man sich über eines klar sein: Mit einer solchen Initiative kann man nicht von heute auf morgen die Lebensumstände behinderter Menschen völlig umkrempeln. Veränderungen – insbesondere strukturelle – brauchen Zeit. Das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen 2003 ist und war der Beginn einer Kampagne, behinderte Menschen in der Gesellschaft immer sichtbarer zu machen – als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger. Diese Kampagne findet auch im Jahr 2004 ihre Fortsetzung.

Horst Frehe

Europäisches Jahr der Menschen mit Behinderungen (EJMB) 2003, Nationale Koordinierungsstelle beim BM für Gesundheit und Soziale Sicherung, Internet: www.EJMB2003.de

5 Fragen zum EJMB 2003

an die

Landesbeauftragten für die Belange behinderter Menschen:

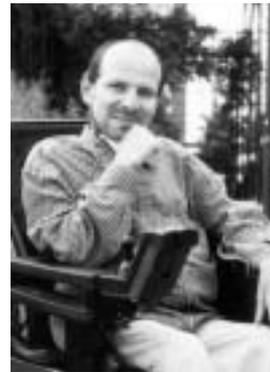
Berlin

Martin Marquard



Brandenburg

Rainer Kluge



1. Was waren aus Ihrer Sicht Höhepunkte des EJMB 2003 in Deutschland?

Martin Marquard:

Als Höhepunkte habe ich die Auftaktveranstaltung zum EJMB in Magdeburg am 21. Februar 2003 und die 1000-Fragen Kampagne der Aktion Mensch sowie insbesondere die abschließende Woche „Stadt der 1000 Fragen“ im September in Berlin erlebt. Magdeburg deshalb, weil hier in konzentrierter und prägnanter Form die wesentlichen Schwerpunkte der Behindertenpolitik von hoch kompetenten Vertreterinnen und Vertretern der Behindertenbewegung vorgetragen und entsprechende Forderungen formuliert wurden. Die 1000-Fragen-Kampagne und besonders die Woche „Stadt der 1000 Fragen“ haben dazu beigetragen, dass das Thema „Bioethik“ wieder stärker in die öffentliche Diskussion gerückt wurde.

Rainer Kluge:

Die Eröffnungsveranstaltung in Magdeburg hat mich, wegen der überzeugenden Positionsbestimmung und Gestaltung der behinderten Akteure sowie der großen Resonanz innerhalb der Behindertenszene, sehr beeindruckt. Auch machten die fünf zentralen Veranstaltungen sehr deutlich, mit welchen politischen und praktischen Problemen oder Barrieren Menschen mit Behinderungen im modernen Deutschland noch immer kämpfen müssen.



2. Wie lautet Ihrer Meinung nach die Kernbotschaft, das Hauptergebnis am Ende des Jahres 2003?

Martin Marquard:

Die Kernbotschaft für mich heißt: Gesetze allein reichen nicht aus – sie müssen auch mit Leben erfüllt und umgesetzt werden!

Nach einer jahrelangen Phase der intensiven Diskussion und Auseinandersetzung um Gleichstellung, Rehabilitations- sowie Schwerbehindertenrecht und nach der mit hohen Erwartungen verbundenen Verabschiedung des SGB IX und des Bundesgleichstellungsgesetzes, erleben wir nun die „Mühen der Ebene“, und es zeigt sich, dass die Implementierung eines Gesetzes eine sehr lange Zeit braucht und sehr viel Kraft kostet. Weder das SGB IX noch das Bundesgleichstellungsgesetz haben bisher auch nur ansatzweise die bezweckte und erwünschte Wirkung erzielt. Zugleich muss das Berliner Landesgleichberechtigungsgesetz, das bereits seit 1999 existiert und in einigen Teilbereichen inzwischen nachhaltige Veränderungen bewirkt, gegen Anfeindungen verteidigt und abgesichert werden.

Weitere brennende Themen waren und sind die Verabschiedung von weiteren Landesgleichstellungsgesetzen – immerhin sind im EJMB 2003 vier Landesgesetze in Kraft getreten –, die Aufnahme der Menschen mit Behinderung in ein zivilrechtliches Antidiskriminierungsgesetz und die Diskussion um ein Leistungs- bzw. Assistenzgesetz (Stichwort: Persönliches Budget).

Rainer Kluge:

Am Ende anno 2003 bleibt die Botschaft „Nichts über uns ohne uns“ auch für das kommende Jahr brandaktuell. Dabei war und ist das brennendste Thema die Durchsetzung der Gleichstellung als Bürgerrecht für alle Menschen mit Behinderung. Hauptergebnis ist die Erkenntnis – hoffentlich für alle –, dass behinderte Menschen im Prinzip und grundsätzlich durch die Gesellschaft im Kleinen wie im Großen durch Benachteiligungen oder noch immer durch Diskriminierungen behindert werden.



Bild von Katja Zimmermann aus dem Malwettbewerb „Kinder malen barrierefrei“

3. Wie erfolgreich war das EJMB 2003?

Martin Marquard:

Es ist sicher gelungen, durch die Vielzahl von vor allem lokalen Aktionen und Veranstaltungen, eine wirklich breite Öffentlichkeit zu erreichen. Insbesondere konnte der Begriff „Barrierefreiheit“ in seiner umfassenden Bedeutung für alle Behinderebenen und alle Lebenssituationen im öffentlichen Bewusstsein stärker verankert werden. So haben auch Organisationen oder Betriebe, von denen man es nicht unbedingt erwartet hätte, ihren Beitrag zum EJMB geleistet, wie z.B. eine Vereinigung der Bauwirtschaft mit einer Veranstaltung zum barrierefreien Wohnungsbau oder die Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) mit einer an die mobilitätsbehinderten Menschen gerichteten Info-Kampagne zur Nutzung der bereits schon jetzt barrierefreien Teile des öffentlichen Personennahverkehrs.

Hervorzuheben ist die z.T. sehr engagierte Berichterstattung zum EJMB in den Medien.

Weniger erfolgreich war das EJMB auf der Politikebene: Wie schon angedeutet, herrscht in der Gleichstellungsdiskussion Stillstand, verzeichnen wir in der Frage des Antidiskriminierungsgesetzes Rückschritte und müssen wir ausgerechnet zum Ende des EJMB erneut eine gefährliche Debatte über eine mögliche Relativierung der Menschenwürde und eine Lockerung des Embryonenschutzes erleben – angestoßen von der Bundesregierung.

Rainer Kluge:

Die sehr vielfältigen Aktivitäten erreichten, u.a. auch über die Plakatierung der Aktion Mensch und die elektronischen und Printmedien, unzählige Bürgerinnen und Bürger. Diese Sensibilisierung wirkt allerdings nur dann weiter, wenn Betroffenheit mit Behinderung selbst erfahren wird. Nach meinen Erfahrungen wurde in der Mehrzahl wieder der eigentliche Personenkreis erreicht. Viele Veranstaltungen brachten für behinderte Menschen einen großen sachpolitischen Erkenntniszuwachs. Die Behindertenpolitik in den Ländern war besonders von der Erarbeitung oder Verabschiedung sehr ähnlicher Gleichstellungsgesetze mit wenig Auswirkung auf das lebenspraktische, wohnortnahe Umfeld geprägt.



Bild von Scarlett Wiener aus dem Malwettbewerb „Kinder malen barrierefrei“

4. Das EJMB 2003 richtete sich ja an alle EU-Bürger. Inwieweit hat sich durch das EJMB 2003 auch etwas für die Menschen mit Behinderung in Europa geändert?

Martin Marquard:

Hier kann ich nur hoffen, dass das EJMB einen Schub in Richtung einer stärkeren und einheitlicheren Sozialbindungs- und Gleichstellungspolitik der europäischen Staaten gebracht hat. Es gibt z.B. leider immer noch keinen EU-weit gültigen Behindertenausweis! Allerdings muss auch darauf geachtet werden, dass in Bezug auf erreichte Standards der Barrierefreiheit keine Nivellierung nach unten stattfindet.

Rainer Kluge:

Nicht wenige Veranstaltungen, insbesondere auch in meinem Bundesland Brandenburg, befassten sich mit dem zusammengewachsenen und größer werdenden Unions-Europa. Es wurde deutlich, dass vor allem unsere polnischen Nachbarn viel von den Fehlern und Erfolgen der Behindertenpolitik, aber auch von den Betroffenenverbänden lernen können. Vor allem in den Grenzregionen wurden Absprachen zur Intensivierung von Kontakten auf verschiedenen Ebenen getroffen.

2003

das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen

5. Welche Ergebnisse und längerfristigen Wirkungen werden wir aus dem Jahr 2003 in die Zukunft mitnehmen?

Martin Marquard:

Das Motto des EJMB „Nichts über uns ohne uns“ muss als durchgängiges Prinzip bei allen politischen Entscheidungen, die die Interessen behinderter Menschen berühren, verankert werden. Wenn das gelingt, hat sich das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung 2003 wirklich gelohnt.

Rainer Kluge:

Ich denke, mit der Sensibilisierungskampagne des EJMB werden wir künftig in der Gesellschaft kompromissloser mit den „alten“ Begründungen für Versäumnisse wie Gedankenlosigkeit, Vergessen oder Unkenntnis umgehen müssen. Die Durchsetzung von Bürgerrechten durch Sicherstellung von Barrierefreiheit und Gleichstellung muss nachhaltig sein. Erst mit diesem Herangehen wird sich in allen Amtsstuben bei allen Entscheidungsträgern zeigen, inwieweit die viel gerühmte soziale Gerechtigkeit plakativ oder gewollt ist.

Ich trete dafür ein, in Zukunft nicht nur gute Beispiele oder Lösungen zur Nachahmung zu publizieren, sondern auch unzureichende Realitäten stärker als bisher öffentlich zu machen oder zu sanktionieren.



Bild von
Nadine Hammer
aus dem
Malwettbewerb
„Kinder malen
barrierefrei“

Zu früh für Zufriedenheit

Ich habe schon aus beruflichen Gründen viel vom EJMB mitbekommen. Für Deutschland sehe ich, beginnend mit seinem gelungenen, inoffiziellen Auftakt im Rahmen der Europakonferenz von Rehabilitation International Mitte November 2002 in Aachen – mit 1.000 Teilnehmern, rund 400 davon (und über 50% der Mitwirkenden!) aus der Behindertenbewegung – bis hin zum bevorstehenden kulturellen „Schlusspunkt“ am 16. Dezember 2003 im Bundeskanzleramt in Berlin, eine Menge an beachtlichen Aktivitäten und politischen Entwicklungen. Diese haben, glaube ich, die beiden recht simplen „europäischen“ Hauptmotive des EJMB auch in unserem Land stärker bekannt und hoffentlich unumkehrbar gemacht. Nämlich, dass die Rechte Behinderter eben Menschenrechte und daher für alle Bürger wichtig sind und dass deren bessere Verwirklichung nicht „für“ Menschen mit Behinderungen erreicht wird, sondern nur „mit“ ihnen zusammen gelingen kann. Die Betroffenen wurden in Wahrnehmung und in ihren Handlungsmöglichkeiten gestärkt; das schließt auch Menschen mit einer „Fürsprecherfunktion“ ein, besonders die vielen Behindertenbeauftragten und engagierten Angehörigen Behinderter in unserem Land.

Den Grundsatz der chancengleichen Teilhabe hat denn auch die Nationale Eröffnungsveranstaltung im Februar in Magdeburg gut herausgestellt. Das wurde später vertieft in vier Fachtagungen, wieder mit hoher Beteiligung Betroffener. Alle Bundesorganisationen chronisch kranker und behinderter Menschen haben hierfür kompetent die Organisations-Pflichten übernommen, und die Politik hat dabei z. T. Förderleistungen erbracht, die bei den schmalen Staatsfinanzen beachtlich waren.



Martin
Schmollinger

Aber auch die gesundheitlichen, sozialen und (berufs-)bildenden Dienstleistungserbringer für Menschen mit Behinderung, die Träger der Rehabilitationsleistungen, von den Krankenkassen bis hin zu Sozial- und Bildungsbehörden, sowie Organisationen der vielen Berufsgruppen aus Beratung, Therapie, Pflege und Erziehung etc. haben deutlich Flagge für mehr Selbstbestimmung gezeigt und entsprechende Initiativen ergriffen.

Bedenkt man noch die vielen dezentralen, örtlichen Angebote auf Ebene der politischen und kirchlichen Gemeinden, bezieht man die zahlreichen Veröffentlichungen zum Thema ein – neue Infobroschüren, Bücher, CDs, Kinofilme, Medienbeiträge – mit größter Vielfalt an Initiatoren und Autoren, so hat man gute Gründe zu hoffen, dass das EJMB eine klare Spur im „allgemeinen Bewusstsein“ hinterlassen wird.

Politisch war das EJMB insofern hilfreich, als bei allem Zwang zu Reformen und Leistungsbegrenzungen im öffentlichen Bereich die „Schadensabwendung“ im Blick auf Menschen mit besonderem Unterstützungsbedarf an vielen Stellen gelungen ist: Die Chronischkranken-Schutzklausel des § 2 a im Gesundheitsmodernisierungsgesetz, die zugelassenen Ausnahmen im Fallpauschalengesetz zur Krankenhausfinanzierung oder die im Ganzen gut gelaufene Beteiligung Betroffener am Gleichstellungsgesetz wie auch an der Umsetzung des „Neunten Buches Sozialgesetzbuch“ sind solche Beispiele für Aufwind aus dem EJMB.

Natürlich gab es auch Rückschläge, wie etwa das rasche Wiederansteigen der Zahl behinderter Arbeitsloser nach 2002, die längerfristige Vertagung des versprochenen Anti-Diskriminierungs-Gesetzes für den zivilen Rechtsverkehr oder einige unkluge Streich-Beschlüsse mancher Länder, z.B. ausgerechnet im Bereich Frühförderung oder bei Universitätsprogrammen bzw. – Lehrstühlen mit Bedeutung für die Rehabilitation. Aber diese können wenigstens

vor dem heutigen allgemeinen Informationshintergrund über Menschen mit Behinderung besser als je bekämpft, vielleicht sogar rückgängig gemacht werden.

Von ausländischen Kollegen höre ich, dass Deutschland sich in 2003 mit Blick auf die Lebensbedingungen seiner behinderten Bürger recht vorteilhaft präsentiert hat und viel „europäischer“ aufgestellt erscheint als früher – durch stärkere Kooperation und bessere Vernetzung in der Politik wie auch in der Behindertenbewegung Europas.

Ich glaube: Niemand, der bei uns heute in der sozialen Gemeinschaft eine verantwortliche Position innehat, kann am 31.12.2003 sagen, er sei unzureichend informiert über die Bedürfnisse und die Fähigkeiten der unter uns lebenden Menschen mit Behinderung! Dass dazu mein Verband und meine eigene Arbeit ihren Teil beigetragen haben, ist Anlass zu Befriedigung, wenn auch noch keineswegs zur Zufriedenheit.

Martin Schmollinger

Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung für die Rehabilitation Behinderter e.V. (DVfR), Nationalsekretär von Rehabilitation International (RI) für die Bundesrepublik Deutschland, Vorsitzender der Internationalen Kommission für Organisations- und Administrationsfragen der Rehabilitation (IC-OAR)
www.dvfr.de

Die Hansens

Unsere Selbsthilfegruppe trifft sich einmal im Monat. Durch unseren Sohn, aber auch durch Freunde und Kinder von Freunden und Bekannten, gehören Menschen mit Behinderungen zu unserem engen Umfeld. In unserem Fall sind es meistens autistische Menschen, aber auch mit allen anderen Sparten haben wir ständig Kontakt, zum Beispiel jeden Samstag in Moabit beim Integrativen Familiensport oder beim Renntag Integrale.

Vom Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung haben wir gehört oder gelesen, aber mehr auch nicht. In unseren Augen war es Politik, medienwirksam aufgemacht. Echte Hilfe oder merkliche Verbesserungen sind aus unserer Sicht nicht zu verzeichnen. Beim Betrachten der Berliner Finanzsituation kann man sich vielleicht vorstellen, dass man um jede Hilfe kämpfen muss und Barrieren in Unmengen vorhanden sind. Um es auf den Punkt zu bringen, nach unseren Erfahrungen gab es lediglich viele verbale Luftblasen.

Wir würden uns sehr wünschen, dass Hilfe auch wirklich Hilfe ist. Gesetzes- und Behördenschungel sind teilweise undurchdringlich. Wer sich da nicht einliest und Kampfgeist zeigt, resigniert. Transparenz und Hilfe von den Behörden ist ein Wunsch, alle weiteren wollen wir hier nicht erwähnen, es soll ja kein Buch werden.

www.diehansens.de

Familie Hansen

Blitzlichter

Berührungen, Erwartungen und Erfahrungen mit dem EJMB

Ich weiß, dass es dieses Europäische Jahr für Menschen mit Behinderungen gibt. Aber diese Aktionen sind mir im Verborgenen geblieben, bis auf die plakative Werbung der EU und der Bundesregierung. Ich erwarte von einem solchen Jahr größtes Engagement aller politischen Gruppen für Menschen mit Behinderungen. Für die erfolgreiche Integration der Menschen mit Behinderung in die Gesellschaft sind mir nur wenige Einzelfälle bekannt. Ansonsten lässt diese Integration noch lange auf sich warten.

Michael Arneburg

Geschäftsführer eines Pflegedienstvereins

Ist mir gar nicht bewusst, dass dieses Jahr das Europäische Jahr für Menschen mit Behinderungen war. Das wissen wahrscheinlich nur die Betroffenen selbst. Erwartet hätte ich von einem solchen Jahr, dass Menschen mit Behinderungen noch viel mehr ins öffentliche Bewusstsein treten. Die erfolgreiche Integration der Menschen mit Behinderungen in die Gesellschaft ist mehr als wünschenswert. Allerdings entspricht dies nicht der Realität.

Oliver Funk

Umzugsunternehmer

Mitbekommen habe ich von dem Europäischen Jahr für Menschen mit Behinderungen nichts. Wenn überhaupt, dann hat sich das am Rande bewegt, so wie die Gesellschaft ja auch mit den Behinderten umgeht. Ich hätte mir von einem solchen Jahr gewünscht, dass es zu einer größeren Sensibilisierung und Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen gekommen wäre. Da Menschen mit Behinderungen ja Bestandteil der Gesellschaft sind, sollten sie im Sinne des behinderten Individuums und nicht im Sinne der Gesellschaft integriert werden.

Thomas Dobrowolski

Altenpfleger

So viel habe ich von dem Europäischen Jahr für Menschen mit Behinderungen nicht mitbekommen. Ich würde erwarten, dass solch ein Jahr mehr in den Medien erscheint und somit ins öffentliche Bewusstsein gehoben wird. Ich glaube, dass die Integration von Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft schon ein wenig vorangekommen ist. Wenn man einmal den Vergleich mit den Verhältnissen für diese Menschen in der DDR macht, wo sie zum großen Teil in der Isolation lebten, so ist es ja jetzt doch besser. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass wir im Kindergarten, wo ich Kindergärtnerin bin, ein so genanntes Integrationskind haben. Da merke ich, es geht nicht nur um dieses Kind, sondern man muss alle ins Boot kriegen – die anderen Kinder und die Eltern.

Kerstin Brüggemann

Pfarrersfrau in der Christengemeinschaft

Dass in diesem Jahr das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung ist, hatte ich gehört. Obwohl ich mich über politische und gesellschaftliche Themen informiere, habe ich inhaltlich dann keine weiteren Informationen über die Situation der Menschen mit Behinderung bekommen oder wahrgenommen – weder über die Medien, über Vorträge oder sonstige Veröffentlichungen. Kontakte zu Menschen mit Behinderungen habe ich manchmal in meinen beruflichen Arbeitszusammenhängen und ich habe einen Freund, der sehr stark sehbehindert ist.

Helga Fischer
Bundessprachenamt

Mitbekommen habe ich erst einmal, dass ich bei verschiedenen Veranstaltungen dabei war. Unter anderem bei der Eröffnungsveranstaltung in Magdeburg, und hier in Berlin habe ich bei verschiedenen Sachen mitgemacht, wenn es um Demonstrationen ging. Ansonsten, was ich mir davon verspreche, eigentlich so gut wie gar nichts.

Herr Scholz
Rollstuhlfahrer

Ich habe einiges mitbekommen, zum Teil aus der Presse, zum Teil aus Gesprächen mit anderen Behinderten. Am konkretesten ist es natürlich gewesen in der Berliner Behinderten Zeitung und im Behinderten Journal, das ich noch nebenbei beziehe. Ansonsten muss ich sagen, was ich erwarte davon, ist eine bestimmte Solidarisierung der Behinderten. Ich finde, dass der Zusammenhalt und die gemeinsame Aktion am wichtigsten sind, wenn überhaupt etwas erreicht werden soll für die Behinderten in so konkreten Krisenzeiten, in denen wir jetzt leben. Und deshalb erwarte ich von dem Europäischen Jahr der Behinderten, dass Druck auf die ausgeübt wird, die an den entscheidenden Stellen sitzen, die praktisch die Weichen stellen. Das ist meine Vorstellung.

Herr Schmidt
Mensch mit Behinderung

Ich selber habe sehr wenig von diesem Jahr mitbekommen, ein paar Mal habe ich einige Reklamen im Fernsehen gesehen, die ich aber blöd fand und nicht dazu geeignet waren, Menschen mit Behinderungen positiv in unserer Gesellschaft erscheinen zu lassen. Ich erwarte gar nichts.

Frau Ender
Rollstuhlfahrerin

EJMB? Ja, ich habe etwas mitbekommen. Allerdings eher mittelbar: Freunde haben begeistert davon erzählt, die Presse hat berichtet, das Fernsehen gelegentlich Bilder ausgestrahlt. Persönlich kam mir das EJMB etwas zu früh – weil ich noch nicht sehr lange in dieser Arbeit tätig bin. Aber dann gab es doch sehr interessante Begegnungen mit Menschen aus Warschau. Und da war es dann schon sehr konkret. Meine Bitte: Alle fünf Jahre einen Konsultationsprozess, um Entwicklungen, die hoffentlich Fortschritte sind, zu diskutieren und voranzutreiben!

Paul-Gerhardt Voget
Direktor Samariter Anstalten

Ich habe vom Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen 2003 sehr viel mitbekommen, da ich mich beruflich mit den Themenbereichen „Behinderung und Rehabilitation“ stark beschäftige und zum Teil auch an Aktivitäten rund um das EJMB 2003 beteiligt war. Ich finde, dass es ein ganz wichtiges Jahr für Menschen mit Behinderungen – aber auch für uns Fachkräfte – war, da mit dem Motto „Nichts über uns ohne uns“ für alle die neue Philosophie in der Behindertenpolitik mit den Schlagworten „Selbstbestimmung und Gleichberechtigung behinderter Menschen“ erlebbar wurde. Wichtig ist es, für eine Wirksamkeit der Erkenntnisse und Erfahrungen über das Jahr 2003 hinaus zu sorgen und weiter dafür zu arbeiten, dass die aufgebauten Netzwerke auch künftig sinnvoll genutzt werden.

Ingo Müller-Baron
Öffentlichkeitsarbeit BAR,
Frankfurt/Main

Ich habe aus den Medien über dieses Jahr erfahren, weiß aber nicht mehr genau, wo und was. Erwarten tue ich von so einem Jahr, dass in verstärktem Maße auf die Probleme Behinderter aufmerksam gemacht wird. Ich denke, dass viele Dinge, die gut gemeint sind, gar nicht den Wünschen Behinderter entsprechen. Normalerweise mache ich mir persönlich aber keine Gedanken über das Thema, weil ich selber nicht mit Behinderten konfrontiert bin.

Carsten P.
Informatiker

Ja, ich habe im Fernsehen mal nebenbei etwas von dem Jahr mitbekommen. Ich denke, der Sinn des Jahres ist es, die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen, zu bewirken, dass sich Menschen für das Thema interessieren und zum Beispiel spenden.

Britta S.
Film- und Fernsehautorin

Irgendwo habe ich mal etwas darüber gehört, aber Genaueres weiß ich nicht. Ich habe nur kürzlich im Web gelesen, dass Deutschland sehr gut ist in Sachen behindertengerechtes Internet. Erwartungen an dieses Jahr habe ich keine. Wenn aber z.B. im Tagesspiegel auf der Seite 3 das Schicksal eines jungen Behinderten gut aufgemacht ist, dann finde ich das durchaus interessant.

Werner D.
Elektroniker

Die Interviews führten
**Silvia Gordan, Ronald Budach,
Helga Hofinger, Thomas Golka**



Stimmen aus Berlin-Neukölln

Reaktionen zum EJMB

„Habe davon nichts gehört.“

Frau Schmidt, Bäckereiverkäuferin

„Ich habe selber eine behinderte Tochter, aber dass die Menschen toleranter geworden sind, habe ich leider nicht gemerkt.“

Herr Lauf, Zeitungsverkäufer

„Ich habe andere Sorgen.“

Herr Yilderim, Passant

„Das Geschäft läuft hier gar nicht mehr, darum habe ich andere Sorgen. Behinderte sind für mich arme Menschen.“

Frau Kern, Fleischereiverkäuferin

„Ich bin erstaunt, dass viele Geschäfte in Berlin nicht behindertengerecht sind. Bei uns zu Hause ist das anders. Das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen brauchen wir in Schweden gar nicht, wir achten immer auf unsere Behinderten, jeden Tag, jedes Jahr.“

Herr Svensson, Urlauber aus Schweden

„Man sollte lieber das Jahr der Arbeitslosen ausrufen, Behinderte kriegen doch sowieso alles hinten reingeschoben.“

Herr und Frau Schrader, arbeitslos

„Finde ich wichtig, Behinderten sollte mit mehr Toleranz begegnet werden.“

Herr Rufer, Sozialarbeiter

„Schade, dass die Medien weitgehend das Jahr der Behinderten verschwiegen haben. Im Fernsehen habe ich davon auch kaum etwas mitbekommen.“

Frau Reitlas, Hausfrau

„Ich habe zufällig einmal etwas im Fernsehen darüber gesehen. Meine Meinung ist, dass Behinderte oftmals übersehen werden. Darum finde ich es gut, so ein spezielles Jahr für Behinderte einzurichten, da werden Rollstuhlfahrer mehr in das Bewusstsein der Menschen treten.“

Frau Schade, Angestellte

„Davon habe ich noch nie etwas gehört. Hier in Neukölln gibt es viele Rollstuhlfahrer. Manche beschwerten sich, dass so viele Scherben auf den Fußwegen liegen. Leider habe ich auch nur zwei Hände. Manchmal habe ich das Gefühl, die sind ganz schön verwöhnt.“

Herr Tretschke, Straßenfeger

Zusammengetragen von
Uwe Deutsch-Börner

Europa ist manchmal noch ganz schön schwierig

Über den Versuch eines Stimmungsbildes zum EJMB aus Europa

Auf den nächsten Seiten finden Sie zwei Texte aus europäischen Nachbarländern. Warum das? Bisher haben wir das, was vom Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung (EJMB) bleibt, auf der deutschen Ebene betrachtet. WIR wollten aber mehr! Aus Anlass des EJMB wollten wir gerne neben offiziellen Stimmen aus Deutschland und Meinungen von Mitbürgern aus unserem Lande auch etwas über die europäische Realität und die Einschätzungen unserer Nachbarn erfahren. Wie leben Menschen mit Behinderung in den Nachbarländern? Wie wohnen und arbeiten sie? Was halten sie vom EJMB?

Dazu haben wir in unserer Redaktionsgruppe einen Fragebogen entwickelt, der als Leitfaden dienen konnte. Dann ging es an das Übersetzen, eine englische, eine französische und eine deutsche Version entstanden. Zu mehr reichte unsere Übersetzungskapazität nicht. Die inhaltliche und stilistische Ausgestaltung der Antworten haben wir bewusst ganz offen gelassen.

Auf der Ebene von Bürger zu Bürger wiegen innerhalb Europas doch wohl die Unterschiede in den Lebensumständen, den Lebenslagen weit schwerer, als wir das erwartet hatten. Die Sprachbarrieren halten mehr auf, als wir erhofft hatten. Unsere Bögen gingen nach Holland, Belgien, Finnland, Schweden, Tschechien, Spanien und Österreich. Der Rücklauf war deutlich geringer als erwartet, aber die Perspektive auf Europa, und da waren sich alle in der Redaktionsgruppe einig, halten wir immer noch für richtig. Vielen Dank denen, die mitgemacht haben.

Thomas Golka



Historische Dächer von Prag

Streben nach guten Gesetzen

Ich lebe in Prag, wo ich vor 50 Jahren geboren bin. Da ich in einer großen Stadt nur zwischen leblosen Steinen wohnte, wollte ich mit Tieren arbeiten. Ich studierte und arbeitete als Zootechnikerin.

Vor 20 Jahre ist mir ein Autounfall passiert, ich bin Quadriplegikerin geblieben. Zu Hause warteten auf mich zwei kleine Kinder, dank ihnen wollte ich weiterleben. Und ich wollte zu Hause bei meiner Familie sein, nicht in einer Anstalt.

Ich begann – als die Erste in meinem Land – Personalassistentin zu organisieren. Am Anfang war es nur für mich, später auch für andere Leute.

Zur Zeit arbeite ich auf der Staatskoppelreihe, damit bei uns alle Menschen mit Behinderung Personalassistentin gesetzlich vom Staat bezahlt haben können. Meine Woche: Jeden Tag habe ich die Sorge, Assistentinnen zu suchen und zu finden. Dann muss ich sie einweisen. Wenn sie wissen, wie sie mich zu versorgen haben, kann auch ich meine Angelegenheiten und Arbeit machen.

Ich sitze vor meinem Computer und Telefonapparat und studiere, telefoniere, schreibe verschiedene Mahnungen zu Gesetzen sowie Broschüren und Artikel über Personalassistentin. Von Zeit zu Zeit

halte ich zu diesem Thema Vorträge. Donnerstags bin ich in unserem Zentrum, wo ich als Beraterin für Menschen mit Behinderung, Beamte oder Träger von Sozialdiensten zur Verfügung stehe. Am Sonntag besuche ich meine Kirche, bleibe bei meinen Freunden, lese ich, höre Musik und ruhe aus.

Erwartungen aus dem Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderungen: Es ist schade, dass ich im Sozialbereich schon so lange arbeite. Dies ist der Grund, weswegen ich nichts Gutes erwarten kann. Trotzdem werde ich in diesem Jahr, übrigens so wie in den anderen Jahren, Gesetzesänderungen anstreben, die für die Menschen mit Behinderung gut sind. Und ich erwarte, dass in diesem Jahr, so wie in den anderen Jahren, unser Sozialministerium einen Gesetzesentwurf erlässt, der vor allem für die Beamten gut sein wird.

Jana Hrda

Leiterin der Personal Assistenz der Prager Rollstuhlorganisation/Hochschule

Blick auf die Prager Brücken



Liebe Grüße aus Österreich



Darf ich mich kurz vorstellen: Mein Name ist Brigitte Moosbrugger und seit Geburt bin ich spastisch gelähmt. Das heißt, die Auseinandersetzung mit meiner Behinderung und mit der Reaktion meiner Mitmenschen gehört zu meinem Alltag.

Das war jedoch für den Schuldirektor einer kleinen Landgemeinde in Vorarlberg kein Hindernisgrund, mich in die Regelschule aufzunehmen. Dort absolvierte ich meine Pflichtschulzeit und war im Grunde ein Kind wie jedes andere, ohne „spezielle Förderung“, aber auch ohne besondere Diskriminierung. Erst nach der Schule, als die anderen alle Arbeiten gingen und ich

alleine zu Hause saß, wurde mir bewusst, dass ich mit meiner Behinderung der Norm der Leistungsgesellschaft absolut nicht entspreche.

Es folgten Jahre, in denen ich mich zurück zog und mir selber gar nichts mehr zutraute. Aus familiären Gründen zog ich 1978 ins Behindertendorf Altenhof nach Oberösterreich, wo ich fortan zusammen mit 160 Menschen mit Behinderung lebte. Heute ist das für mich nicht mehr vorstellbar, aber damals war es einfach die beste Alternative zu einem Altersheim bzw. zum „Umhergeschoben“ werden unter Geschwistern. Erstmals hatte ich allein ein Zimmer, musste Entscheidungen alleine treffen, und doch war ich in einem sehr sehr geschützten Rahmen und hatte die Hilfe, die ich brauchte.

War ich anfangs total glücklich mit dieser Lebensform, merkte ich doch nach ein paar Jahren: „Hier ist sicher nicht für immer mein Platz!“ Ich begab mich auf die Suche nach anderen Wohn- und Lebensmöglichkeiten. Dabei half mir sicher auch meine Rolle als Bewohnervertreterin. In Exkursionen und Fortbildungen auch über die Grenzen Österreichs hinaus erweiterte sich mein Blick und ich kam zu klaren Vorstellungen, was ich will und was nicht. Meine klaren Wünsche erforderten aber auch viel Geduld, denn was ich wollte, gab es in Österreich (noch) nicht.

Insgesamt lebte ich 18 Jahre im Behindertendorf Altenhof, bevor sich mein Traum von einer eigenen Wohnung in der Stadt erfüllte. Seit über sechs Jahren wohne ich nun in einer so genannten „Service-Wohnung“ in Linz. D.h., ich habe eine Mietwohnung mit eigenem Hauseingang und von den Mitarbeitern in der Behinderten-Wohngruppe, die im selben Gebäude ist, bekomme ich rund um die Uhr die Unterstützung, die ich brauche. Diese Wohnform gibt mir sehr viel Freiheit in der individuellen Lebensgestaltung, denn da es keine fixe Zeitein-

teilung gibt, kann ich gehen und kommen bzw. tun und lassen, was ich will.

Meine Tage, Wochen und Monate sehen daher völlig unterschiedlich aus und ich habe es aufgegeben, eine „normale“ Regelmäßigkeit hinein zu bringen. Natürlich gibt es regelmäßige Fixpunkte wie z.B. meine Mitarbeit in der SLI-Linz (Selbstbestimmt Leben Initiative). Von dort ausgehend, bin ich sehr oft bei den verschiedensten Besprechungen und Aktivitäten dabei. Ein großer Brocken war im vorigen Jahr die Mitarbeit beim Entwurf des Oö. Chancengleichheitsgesetzes. Heuer liegt mein Schwerpunkt als „Freie Mitarbeiterin“ bei der Persönlichen Assistenz. Wobei das, was bei uns „Persönliche Assistenz“ genannt wird, noch lange nicht dem ursprünglichen Vorbild entspricht, aber ich bin dankbar für diesen ersten Schritt in Richtung „Selbstbestimmung für Menschen mit Behinderungen“.

Mein stetiger Einsatz gilt der gleichberechtigten Teilhabe in allen Lebensbereichen. Dazu gehört auch Öffentlichkeitsarbeit bzw. Bewusstseinsbildung mit Vorträgen und Workshops in Schulen und Konferenzen. Gerade dazu habe ich jetzt die Möglichkeit der Power Point Präsentation entdeckt, denn damit verstehen die Menschen, trotz meiner Sprachbehinderung, alles, was ich ihnen sagen will. Gerade im heurigen Jahr der Menschen mit Beeinträchtigungen gab es ja genug entsprechende Veranstaltungen – manche Aktionen waren gut, manche waren nur „aufgesetzt“ und es bleibt abzuwarten, ob dadurch in den Köpfen der Menschen Barrieren abgebaut werden.

2003
das Europäische
Brigitte Moosbrugger mit Behinderungen

Vernetzung

Am 14. und 15. November 2003 trafen sich ca. 70 Personen in dem Sport- und Freizeitzentrum Siemensstadt zu einer Tagung, die unter dem Motto stand „Menschen mit Behinderung und Sport – Strategien zur Netzwerkbildung“.

Zur Tagung eingeladen hatte die Informationsstelle für den Sport behinderter Menschen. Der Kongress wurde durch den Deutschen Sportbund, die Freie Universität Berlin und die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport von Berlin gefördert. Auch auf Initiative von Frau Prof. Dr. Doll-Tepper, die Leiterin der Abteilung Behindertensport der Freien Universität ist und Vorsitzende des Beirates der Infostelle für den Sport behinderter Menschen, kam dieses deutschlandweite Treffen zustande.

Vertreter aus den unterschiedlichsten Bereichen kamen zusammen, so z.B. des Deutschen Gehörlosenverband, der Lebenshilfe, des Berufsbildungswerkes Annedore Leber, des Bundesministeriums für Gesundheit, dem EU Büro des Deutschen Sportbundes in Brüssel, des Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg, des Deutschen Behinderten Sportvereines sowie der Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Bevor es in die Arbeitsgruppen ging, wurden am ersten Tag Einführungsreferate gehalten, zwei davon durch Mitarbeiter der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Marion Reuschel von der Abteilung Freizeit, Bildung und Beratung behandelte „Vernetzung als Chance und Zukunftsvision“. Siegfried Schmidt vom HausRheinsberg, Hotel am See hielt ein Referat zum Thema Vernetzung in der Praxis – Menschen mit Behinderung und Sport.

Anschließend wurden drei Arbeitsgruppen gebildet, die sich mit den Erwartungen und Leistungen der a) Servicestellen, b) Schulen und c) freien Trägern und des Sportes auseinander setzten.

Aus diesem Kongress habe ich unter anderem die Erkenntnis mitgenommen, wie wichtig der Sport für Menschen mit Behinderung ist. Bei anstehenden Auszügen von Bewohnern aus unserem Rehabilitationszentrum sollten beispielsweise im Vorfeld Kontakte zu Vereinen geknüpft werden, um die Rehabilitation weiter zu unterstützen und der Vereinsamung entgegen zu wirken.

Für nächstes Jahr ist eine Folge-Tagung in Rheinsberg geplant, um zu überprüfen, inwieweit die Verknüpfungen der Institutionen gefruchtet haben. Vielleicht trifft man sich wieder.

Thomas Boldin
Freizeitpädagoge

Infomaterial und mehr über die Ergebnisse des Kongresses sind zu beziehen durch die
Informationsstelle
für den Sport behinderter Menschen
Erika Schmidt-Goltz
Fabeckstr. 69
14195 Berlin
Tel.: 030/83851303
Fax.: 030/83855837
oder unter
www.info-behindertensport.de



Vernetzung als Chance und Zukunftsvision

AG Vernetzung der FDS

Vernetztes Denken

Sehr geehrte Damen und Herren, der Begriff der Vernetzung und die Beschäftigung mit diesem Phänomen kommt ursprünglich aus der Biologie. Sie kennen sicherlich den Biologen Frederic Vester, der ja vor wenigen Tagen verstorben ist. In seinem Buch „Unsere Welt – ein vernetztes System“ zeigte er Ende der siebziger Jahre eindrucksvoll auf, dass unser Denken in den eindimensionalen Kategorien von Ursache und Wirkung nicht ausreichend ist, um Vorgänge in der belebten und unbelebten Welt zu erklären. Über positive und negative Rückkopplungen, lineare und nichtlineare Beziehungen sind die Vorgänge des Lebens netzförmig miteinander verbunden. Wirkungen entstehen oft dort, wo man sie nicht erwartet, da man die Komplexität des Systems nicht erfassen kann.

Sicherlich hätte der Chemiker, der leicht brennbare und gefährliche Treibgase in Spraydosen durch unbrennbare und damit sichere Fluorchlorkohlenwasserstoffe ersetzte, jeden für verrückt erklärt, der damals behauptete, dass dadurch tausende von tödlichen Hautkrebsfällen entstehen werden. Zu sehr übersteigt dieses Wirkungsnetz unsere Vorstellungskraft. Das Treibgasmolekül steigt in die Troposphäre auf, zerstört in einer Kettenreaktion tausende



Marion Reuschel

Ozonteilchen, zerstört so die Schutzschicht, die uns vor UV-Strahlen schützt, und diese Strahlen wiederum zerstören den Kern unserer Hautzellen, die dann Jahre oder Jahrzehnte später zu Krebszellen transformieren.

Lassen Sie mich ein zweites Beispiel aufzeigen, damit wir nicht nur ein solches zerstörerisches Netzwerk betrachten! Jeder von Ihnen kennt Kirchentage und die Kraft, die von ihnen ausgeht. Woher kommt ihr Erfolg? Ich glaube, auch der kopflastigste Theologe wird nicht behaupten, dass dieser auf das Niveau der dortigen Diskussionen zurückzuführen ist. Ist es nicht vielmehr die Zusammenkunft vieler Menschen, ihre Vernetzung an einem Ort? Mehr noch, das Zusammentreffen vieler unterschiedlicher Projekte im „Markt der Möglichkeiten“, einem Standbein dieser Kirchentage. Für ein paar Tage haben die Menschen die Nähe des anderen, haben sie Menschlichkeit in neuer Weise, mit neuen Gefühlen, neuen Beziehungen und neuen Banden erfahren. Wie kurzfristig auch immer – sie sind Teil eines sozialen Netzwerkes gewesen. Sie haben den Netzeffekt an sich selbst erfahren.

Schon vor fünfundzwanzig Jahren beschrieb Vester das Thema unserer heutigen Tagung: „Mit jeder tieferen Kenntnis der vielen biologischen Vorgänge in uns selbst – einem Teilsystem aus wiederum gut 200 Milliarden einzelner Zellen – erkennen wir auch zunehmend das Spiel der Vernetzungen zwischen Psyche, Geist und Körper und die zugrunde liegenden Regeln.“

Diese Arbeiten von Vester und anderen Theoretikern haben dazu geführt, dass es heute eine Fülle von Netzwerkmodellen gibt, mit denen versucht wird diese mehrdimensionalen Systeme zu erklären und zu steuern. Sicherlich haben wir gelernt, dass die menschlichen Probleme, mit denen wir arbeiten, Teil einer solch vernetzten Welt sind.

Den Sportlern unter Ihnen muss ich nicht erklären, dass der körperliche Zustand eines Menschen Auswirkungen auf seine psychische Verfassung und sein Auftreten nach außen hat, dies wiederum



*Wolfgang Schrödter,
Geschäftsführer der
Fürst
Donnersmarck-
Stiftung*

kann zum Beispiel entscheiden über seine soziale Lage, wie sie sich zum Beispiel im Erfolg im Beruf widerspiegeln wird. Zufriedenheit in beruflichen Bereichen wiederum ist ein entscheidender Faktor für die körperliche Gesundheit. Und so ist der Sporttrainer ein Produkt der Vernetzung. Er trägt einen Teil des Arztes, der sich um den körperlichen Zustand kümmert, einen Teil des Sozialarbeiters, der sich um den gesellschaftlichen Teil kümmert, und einen Teil des Psychologen, dessen Aufgabe im Bereich der psychischen Gesundheit liegt. Und dazu kommen ein wenig Arbeitsvermittler und ein wenig Partnervermittler, wie Sie aus ihren Vereinen sicherlich wissen werden. Erkennen wir die Probleme des Menschen als vernetzt, so müssen sicherlich auch die Antworten auf diese Probleme vernetzt sein.

Vernetzung und soziale Beziehungen

Soziale Arbeit beschäftigt sich mit Menschen. Diese sind vielschichtig und jeweils einzigartig in ihrer Lebensgestaltung und Problemlage. Einrichtungen und Therapeuten sind dagegen meist spezialisiert und können meist alleine nicht die Breite der Problemlage abdecken. Vernetzung herzustellen, ist daher eine berufliche Qualifikation der sozial Arbeitenden, um die Ressourcen zusammenzuführen, deren der Klient in seiner einzigartigen Lage bedarf. Es ist immer wieder erstaunlich, welche Synergieeffekte freigesetzt werden, wenn Akteure mit unterschiedlichen Sichtweisen zusammenarbeiten, wie viel detaillierter das Bild eines Klienten durch das Zusammenwirken verschiedener Perspektiven wird.

Sehen wir uns an, was Vernetzung bewirken kann. Zuerst stellt sie einen Einzelnen in eine Gruppe und stärkt dadurch sein Selbstvertrauen. Der Mensch als soziales Wesen bedarf der ständigen Kommunikation, Bestärkung und Korrektur. Vernetzte Strukturen schaffen das ideale Umfeld, um die Stärken und die Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu fördern und für gemeinsame Interessen zu nutzen.

Vernetzung ist aber auch ein Stück Qualitätssicherung für den Einzelnen oder

die Gruppe. Die eigenen Ansätze werden durch gleichgesinnte andere überprüft, kritisiert, bestätigt und dadurch verbessert. Schauen wir uns an, welchen Aufwand moderne Firmen heute für Qualitätssicherung betreiben. Ganze Abteilungen arbeiten Qualitätssicherungspläne aus, Qualitätszirkel werden gegründet und Anhörungen durchgeführt. All das schafft Vernetzung, leicht und fast zwanglos.

Vernetzung verbreitert aber auch die Erfahrungsbasis, auf deren Hintergrund gearbeitet wird. Durch die Verknüpfung der Erfahrungsschätze der verschiedenen Teile eines Netzwerks lassen sich auch fremde Erfahrungen für die eigene Arbeit nutzen. Das Rad muss also nicht von Tag zu Tag neu erfunden werden.

Oft führt auch die Kooperation erst dazu, in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Der Einzelne oder die kleine Gruppe werden heute in der Konkurrenz um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht bemerkt, während der Zusammenschluss auch öffentliche Resonanz erzeugen kann.

Die Einrichtung blisse 14 des Bereiches Bildung und Beratung der Fürst Donnersmarck-Stiftung, in der ich arbeite, ist sicherlich auch ein Kind der sozialen und ökologischen Diskussion der siebziger Jahre, in der man versuchte sich von eindimensionalem Ursache – Wirkungs-Denken zu verabschieden. Grundidee war damals nicht den vielen guten und weniger guten Einrichtungen des Staates, der Kirchen und der freien Träger eine weitere hinzuzufügen, sondern gerade auf den guten und umfangreichen Einrichtungen dieser Stadt aufzubauen und ihre Stärken

*Prof. Dr. Gudrun
Doll-Tepper,
Kuratoriumsmit-
glied der Fürst
Donnersmarck-
Stiftung und
Siegfried Schmidt,
Verkaufs-
Repräsentant*



und Qualifikationen jeweils an die speziellen Bedürfnislagen unserer behinderten Klienten heranzuführen. Dies setzte natürlich auch bei uns voraus, dass wir die Grenzen unserer eigenen Arbeit erkannten und – noch wichtiger – akzeptierten.

Vernetzung war also von Anfang an unsere tägliche Arbeit, unsere spezielle Qualifikation, praktisch das Schwarzbrot, von dem wir uns ernährten. Aus der Idee wurde mit den Jahren ein Netz. Die Knoten dieses Netzes bestehen aus Selbsthilfegruppen von behinderten Menschen, die bei uns tagen, ebenso wie aus etablierten Organisationen wie der Lebenshilfe und „Eltern beraten Eltern“. Andere Knoten werden von Psychologen, Sozialarbeitern, Egotherapeuten und Logopäden besetzt. Als dritte Netzebene kommen die Einrichtungen unserer Stiftung hinzu, die Angebote für Freizeit, Wohnen und Rehabilitation bereithalten.

Herz unseres Know-hows ist heute eine Beratungsdatei, die über 400 Adressen von Helfern, Initiativen und Organisationen enthält. Aus diesem Spektrum können wir für jeden, der unsere Beratung sucht, bildlich gesprochen ein individuelles Kostüm aus Angeboten und Hilfen schneiden.

Wir sind eine Stiftung für Menschen mit Behinderung. Natürlich haben unsere Klienten am meisten von diesen Strukturen profitiert. Aber es ist immer wieder erstaunlich zu beobachten, dass auch die Netzknoten, unsere Helfer und Selbsthelfer, ihre Stütze und oft auch ihre Motivation in diesem Netzwerk finden. Nicht nur der Klient wird also durch das Netzwerk stabilisiert, sondern auch derjenige, der die Angebote macht.

Zukunftsvisionen

Aber, meine Damen und Herren, heute wollen wir mit Ihnen nicht nur reden, nicht nur Sie kennen lernen, sondern vor allem auch zusammen Strategien für die Zukunft entwickeln. Hierfür möchten wir Ihnen einen Vorschlag machen, eine Technik anzuwenden, die sich bei uns in Strategiediskussionen oftmals bewährt hat. Und wir möchten Sie ermuntern, diese Technik mit nach Hause zu nehmen,

neben die Papiere und Broschüren sozusagen in Ihren Rucksack zu packen. Packen Sie die Methode zu Hause in Ihrem Verein, in Ihrer Gruppe oder auch in Ihrer Familie wieder aus und üben Sie, diskutieren Sie oder spielen Sie: Zukunftswerkstatt.

So pathetisch der Name ist, so einfach ist diese Technik. Sie besteht einfach nur aus drei Schritten. Lassen Sie mich diese Ihnen kurz vorstellen.

Der erste Schritt ist im Heute, die Beschreibung der Gegenwart: Tragen Sie zusammen, wo Sie heute stehen. Beschreiben Sie sich oder ihre Institution in einem Problemfeld. Heute geht es um Sport und Behinderung. Wie gehen Sie damit um, welche Erfahrungen haben Sie gemacht, auf welche Strukturen sind Sie getroffen, wo gibt es Hindernisse, wo bereits Erfolge? Also, ganz einfach: Was gefällt Ihnen, was stört Sie?

Der zweite Schritt ist die Wunderfrage; Sie kommen morgen in Ihren Verein, in Ihre Institution. In der Zwischenzeit hatten Sie Besuch von einer guten Fee und all das, was Sie sich gewünscht haben, ist Realität geworden. Wie sieht das nun aus? Versuchen Sie doch einfach, diesen feenhaften Zustand zu beschreiben. Genau zu beschreiben, das ist wichtig.

Der dritte Schritt ist der Weg. Wie kommen Sie vom Heute zum Wunder? Was müssen Sie unternehmen, wie ist Ihr Weg von 1 zu 2?

So, das waren meine Hausaufgaben für Sie. Für viele von Ihnen sicherlich die erste seit ihrer Schulzeit, aber ich kann Sie nur ermuntern, bei Ihrer Arbeit zu Hause einmal Zukunftswerkstatt zu spielen, sich einmal eine Stunde Zeit für Ihre Perspektiven zu nehmen, Sie werden überrascht sein, wie einfach und wie erfolgreich dies ist.

Marion Reuschel

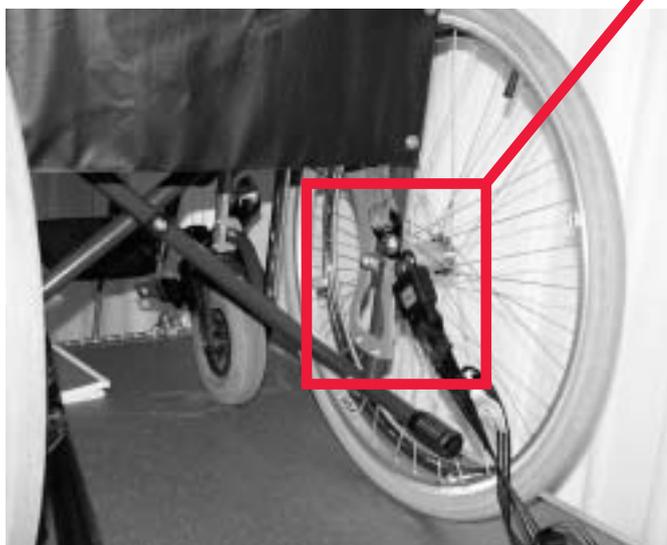
Freizeit, Bildung und Beratung der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Blissestr. 14, 10713 Berlin. Mail: reuschel.fbb@fdst.de

Wie sicher sind Fahrdienste für Menschen im Rollstuhl?

Informationsveranstaltung der Fürst Donnersmarck-Stiftung zum „Kraftknotensystem“

Ein interessiertes Publikum diskutierte am 12. November 2003 erstmals in Berlin mit Experten über die DIN Norm 75078 – 2, auch Kraftknoten-Norm genannt. Die DIN Norm legt die Sicherheitsvorkehrungen fest für Fahrdienste, die Menschen mit Behinderungen befördern.

Hintergrund dieser Veranstaltung ist die zunehmende Verunsicherung von Nutzern der Behindertenfahrdienste über deren Sicherheitsstandards. Seitdem im Juli diesen Jahres in Berlin eine Rollstuhlfahrerin im Fahrdienst tödlich verunglückte, stehen die Sicherungssysteme bei der Beförderung von Rollstuhlnutzern bundesweit auf dem Prüfstand. Das Kraftknotensystem der



Bundesanstalt für Verkehrswesen, welches die vier Jahre alte Norm vorschreibt, würde bei konsequenter Anwendung den Fahrdienstnutzern optimale Sicherheit gewährleisten, erfährt aber bei den Rollstuhlfahrern und Fahrdienstbetreibern bislang keine Anwendung.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung hatte zu diesem Thema die Bundesanstalt für Verkehrswesen, Krankenkassen, die Berliner Telebusbetreiber und Rollstuhlhersteller zu einer Podiumsveranstaltung geladen, um Menschen mit Behinderungen über das Kraftknotensystem und Möglichkeiten der Nachrüstung bei Rollstühlen zu informieren sowie Fragen der Finanzierung zu diskutieren.

„Der Schwachpunkt bei der Sicherung von Menschen in ihren Rollstühlen während der Beförderung, z.B. beim Telebus, sind die technischen Unzulänglichkeiten beim Rückhaltesystem“, erklärte Andre Seek von der Bundesanstalt für Straßenwesen und Mitglied des Arbeitsausschusses „Behindertentransportkraftwagen“ des Deutschen Instituts für Normung. Der Bundesanstalt zufolge sind sowohl die Rollstühle wie auch die Befestigungsvorrichtungen in allen Kraftfahrzeugen für Rollstuhlnutzer bundesweit

mangelhaft. Zurückzuführen ist dieser Umstand besonders darauf, dass Rollstühle grundsätzlich nicht zur Beförderung von Menschen innerhalb eines Busses geeignet sind. Daher werden Rollstühle, auch bei sorgfältiger Sicherung, bei Unfällen zu einer Gefahr für den Fahrgast. Das Kraftknotensystem hingegen ermöglicht eine bessere Sicherung der Rollstühle im Bus, zusätzliche Rückhaltssysteme wie Gurte im Becken- und Schulterbereich sorgen für größeren Schutz der Menschen mit Behinderungen. „Durch den Kraftknoten sinkt die Wahrscheinlichkeit, lebensgefährliche Verletzungen zu erleiden“, fasste Seek die Vorteile dieses Systems zusammen.

Führende Rollstuhlhersteller wie Permobil oder Sunrise Medical unterstrichen auf der Veranstaltung ihr Interesse am Kraftknotensystem. „Unsere Rollstühle sind für die maximale Mobilität im Alltag ausgelegt und nicht für den Behinderten-transport in Kraftwagen und evtl. dabei auftretende Unfälle“, beschrieb Sonja Gerster von Sunrise Medical das Problem auf Produzentenseite. „Würden wir als Hersteller Kraftknoten an unseren Rollstühlen anbringen, würden wir deren Zweckbestimmung verändern und hätten so die Haftung für Verletzungen zu übernehmen, die bei einem Unfall durch unsere Rollstühle entstehen“, so Gerster weiter.



„Auch das beste Rückhaltesystem nützt nichts, wenn es in den Fahrzeugen nicht angewendet werden kann“, kritisierten Stimmen aus dem Publikum. Michael

In der Fürst Donnersmarck-Stiftung ist das Kraftknotensystem weiterhin zentrales Thema: eine für alle Mitarbeiter und Zivildienstleistende verbindliche Dienstweisung mit dem Schwerpunkt Sicherheit für Rollstuhlfahrer in Fahrzeugen befindet sich in Vorbereitung, Schulungsveranstaltungen sind geplant. Bei Neuanschaffungen von Fahrzeugen wird auf die Ausstattung mit Dreipunktegurten geachtet.

Gebel, Schulungsleiter vom Verband der Vereinigten Telebusunternehmer, versicherte, dass die Fahrer beim Telebus verstärkt für das Kraftknotensystem trainiert werden.

Nachgefragt wurden insbesondere Fragen zur Finanzierung des Kraftknotensystems. „Nachdem jetzt die technischen Möglichkeiten zur signifikanten Verbesserung der Verkehrssicherheit von behinderten Menschen vorhanden sind, sollten die Kostenträger (z.B. die Krankenkassen) eine grundsätzliche Ausstattung bzw. Nachrüstung von Rollstühlen positiv entscheiden“, forderte Seeck und wies darüber hinaus auf das erhebliche Informationsdefizit hin. Dagmar Engver von der BKK-Verkehrsbauunion bestätigte, dass die Krankenkassen für ihre betroffenen Kunden gegenwärtig nicht automatisch die Kosten der Nachrüstung von Rollstühlen übernehmen können. Für den Privatnutzer hat das zur Konsequenz, dass er mit ca. 300 Euro Kostenanteil rechnen muss, wenn er bei AMF Bruns, dem derzeit einzigen Anbieter in Deutschland, seinen Rollstuhl mit dem Kraftknoten nachrüsten lässt.

Die Veranstaltung konnte für die Notwendigkeit, Menschen im Rollstuhl bei der Beförderung im Bus besser zu sichern, sensibilisieren. „Ziel ist es, die offenen Fragen zu benennen und endlich den Dialog zwischen den Betroffenen, den Rollstuhlherstellern und den Krankenkassen herzustellen. Das ist heute Abend gelungen“, fasste die Moderatorin Eileen Moritz, Fürst Donnersmarck-Stiftung, die Ergebnisse zusammen. Weitere Informationen zur aktuellen Debatte um das Kraftknotensystem veröffentlicht auch der Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V. (www.bvkm.de) sowie die Fürst Donnersmarck-Stiftung unter www.fdst.de

Ursula Rebenstorf



Andre Seek,
Entwickler Kraftknotensystem



Bei Anruf Mobilität

Der Telebus: dieser spezielle Berliner Fahrdienst für Behinderte ist europaweit einmalig. Realisiert wird dieses System der Behindertenbeförderung durch die Vereinigten Telebusunternehmer (VTU).

Michaela Weber erlitt bei einem Unfall einen schweren Rücken- und Beckenschaden. Seither bewegt sich die 38-jährige Berlinerinnen nur noch im Rollstuhl. Eine Mobilität, die die früher recht agile Frau erheblich einschränkt – für die ehemalige Kellnerin und Freizeiträdlerin eine gewaltige (Lebens-)Umstellung. Wegen ihrer schweren Behinderung erhielt sie vom zuständigen Versorgungsamt eine so genannte Telebusberechtigung. Dies ermöglicht ihr, den hauptstadtweiten Fahrservice für Behinderte zu nutzen. Über eine Rufnummer meldet die Rollstuhlfahrerin beim Berliner Zentrallausschuss für soziale Aufgaben (BZA) ihre individuellen Beförderungswünsche an. Der BZA koordiniert diese Aufträge und leitet sie entsprechend an das jeweilige Mitglied der Vereinigten Telebusunternehmer (VTU) weiter.

Einer dieser VTU-Betriebe ist der Behindertenfahrdienst Jung & Gutjahr. Roland Jung und Heiko Gutjahr führen Anfang der 70er Jahre als studentische

Aushilfen Behinderte durch Berlin. Schließlich reifte bei beiden die Idee, diesen Fahrservice selbstständig anzubieten. So gründeten sie 1978 ihr spezielles Dienstleistungsunternehmen – mit einem zusammengesparten Fahrzeug. „Es war alles sehr abenteuerlich“, erinnert sich Heiko Gutjahr. Mit handelsüblichen Fahrradgummis versuchten sie, die Rollstühle in dem Kleinbus „irgendwie festzuzurren.“ Zurechtgesägte Bretter bildeten eine seitliche Auffahrrampe. „Es gab ja keine Standards oder entsprechende Sicherheitstechnik“, kommentiert der damalige Firmengründer. Ein Risiko für

Einweisung der Fahrer





alle: Unternehmer und Behinderte. Die engagierten Dienstleister fanden sich mit den katastrophalen Zuständen nicht ab und knieten sich in das Thema. „Wir haben die jetzt gültigen Standards mitentwickelt“, sagt Gutjahr, der inzwischen auch zweiter Vorsitzender der Vereinigten Telebusunternehmer (VTU) ist. Damit es überhaupt zu entsprechenden DIN-Regeln kam, trug auch das Forschungsvorhaben Telebus bei. Dadurch „wurden in Berlin diese Standards vorangetrieben und weiterentwickelt“, versichert der Firmengründer. Das war um das Jahr 1980.

Erst seit 1990 gilt die DIN 75078 (Behindertentransportkraftwagen). Der Transport-Begriff treibt Michael Gebel jedes Mal erneut die Zornesröte ins Gesicht. „Wir befördern. Transportiert werden Güter, Waren, aber keine Menschen“, schimpft das VTU-Mitglied. Neun Jahre dauerte es, bis Teil 2 dieser Regelung wirksam wurde, der die Rückhaltesysteme der Rollstühle und deren Insassen in den Fahrzeugen vorschreibt. Doch diese Grundstandards sind in der täglichen Fahrdienstpraxis nur bedingt realisierbar. Denn schon einen modernen Rollstuhl im Wagen abzusichern, stellt die Fahrer vor enorme Herausforderungen. „Es wird immer schwieriger“, stöhnt Gutjahr. Teilweise lassen sich diese selbst-

fahrenden Bewegungshilfen wegen ihrer Bautechnik gar nicht im Fahrzeugboden befestigen. „Es gibt bei keinem Rollstuhl einen Standard für die Befestigungspunkte“, seufzt Gebel. Deshalb müssten die Hersteller „mehr in die Verantwortung genommen werden, um einheitliche Punkte zu schaffen, wo sie ordentlich befestigt werden können“, fordert Gutjahr. Da auch die Berufsgenossenschaft für Fahrzeughaltungen (BGF) an diesem Thema dran ist, hofft der Unternehmer, dass dies in den nächsten fünf Jahren möglich sein werde.

Bei der Fahrzeugtechnik kooperieren die Berliner Telebusunternehmer mit dem Behinderten-Kompetenz-Center der Daimler-Chrysler AG in Berlin-Spandau. Die Fahrzeuge werden überwiegend von



der Ambulanz-Mobile GmbH in Schönebeck ausgestattet. Diese Firma ist mit der VTU zusammen federführend bei der Entwicklung des Sicherheitsstandards nach den DIN-Vorgaben, die sich mit dem speziellen Insassenschutz befassen. Die Neufahrzeuge werden stets nach dem neuesten Technikstand ausgestattet. Und die Schönebecker entwickeln ständig weiter, sodass die Systeme schrittweise zunehmend optimiert werden. Zur speziellen Fahrzeugausstattung gehören unter anderem:

- höhenverstellbare Automatikgurte für Rollstuhlfahrer
- rutschfester Safety-Fussbodenbelag im Fahrgastraum
- M1-geprüfte Einzelsitze mit integriertem Schrägschultergurt
- Zusatz-Ablagekonsolen für geprüfte Rollstuhl-Rückhaltesysteme
- Zusatzheizungen und Klimaanlage mit gleichmäßiger Luftverteilung

Die ausklappbare Auffahrrampe am Heck wurde von Ambulanz-Mobile selbst konstruiert und gebaut. Sie ist als erste in Deutschland nach ECE 17 geprüft. In puncto Crashtests kooperiert der Schönebecker Spezialausstatter mit dem Bundesamt für Materialprüfung. Doch während die Fahrzeugtechnik – mit den im Boden integrierten Befestigungsschienen für Rollstühle und Gurtsystemen – ausgereift ist, bleiben für die Mitfahrer selbst noch zahlreiche offene Gefahrenpunkte.

Generell werden die Rollstuhlnutzer mit einem Beckengurt gesichert, der mit den Gurten kombiniert wird, die den Rollstuhl hinten in den Bodenschienen fixieren. Nur ganz spezielle Rollstühle verfügen über Kopfstützen. Die meisten Telebusmitfahrer müssen ohne diesen Halsschutz auskommen, sodass ein Dreipunktgurt nicht einsetzbar ist. In den Berliner VTU-Fahrzeugen sind diese Sicherheitsrequisiten allerdings Standard, um sie bei entsprechenden Möglichkeiten auch nutzen zu können.

„Das Risiko fährt ständig mit“, gesteht Gutjahr. Denn das Gefahrenpotenzial auf der Straße wird zunehmend größer. Dem sind sich alle Telebusfahrer bewusst. Durch regelmäßige Fahrerschulungen sorgen Gutjahr und seine VTU-Kollegen dafür, dass möglichst nichts passiert. „Sicherheit ist bei uns ein ganz wichtiges Thema“, bestätigt der VTU-Mitbegründer. So geht es in den jährlichen Auffrischungslehrgängen unter anderem um das richtige Heben, das optimale Angurten sowie wichtige technische Fahrzeugneuheiten. Die Verkehrsunfallrate ist in den Mitgliedsbetrieben wirklich verschwindend

gering. Trotzdem gibt es nichts, was nicht noch besser gemacht werden könnte. Deshalb initiierte Gutjahr ein spezielles Sicherheitstraining für Telebusfahrer (siehe Kasten). Gemeinsam mit der BGF, der Gesellschaft für Sicherheitstechnik und Qualitätsmanagement im Verkehrsgewerbe (GSV) und dem Verein Omnibus-Verkehrssicherheit (OVS) wurde das Programm entwickelt. So erhielten bis Oktober 150 VTU-Fahrer eine ganztägige Theorie- und Praxisschulung. „Wir haben eine große Verantwortung gegenüber unseren behinderten Fahrgästen“, betont Gutjahr. Deshalb soll auch die Fahrqualität stets weiter erhöht werden.

Dass diese Aktivitäten ausgerechnet im „Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung“ stattfinden, ist purer Zufall. Die VTU-Mitglieder setzen sich seit rund zwei Jahrzehnten permanent für die spezielle Zielgruppe ein. Damit haben die Berliner europaweit eine Vorreiterrolle übernommen. Und die zunehmend steigende Qualität dieser besonderen Dienstleistung in der Bundeshauptstadt genießt seit knapp drei Jahren auch Michaela Weber.

Herbert Schadewald

Steckbrief

Behindertenbeförderung Jung & Gutjahr
 Friedbergstraße 27, 14057 Berlin
 Telefon: (030) 3 21 43 64, Fax: (030) 3 22 38 36, E-Mail: jungundgutjahr@web.de
 Gegründet: 1. April 1978
 Geschäftsführer: Heiko Gutjahr
 Fuhrpark: 12 Spezialbusse (Mercedes Sprinter) mit der Ausstattung von Ambulanz-Mobile nach DIN 75078. Dazu gehören: eine elektro-pneumatische Heckabsenkung mit Luftfederung, eine ausklappbare ECE-geprüfte Auffahrrampe am Heck, ein rutschfester Safety-Fussbodenbelag im Fahrgastraum mit integrierten, geprüften Spezialschienen für die Rollstuhlbefestigungen, mechanische Trittschutzklappen.

stufen am Seiteneinstieg, M1-geprüfte Einzelsitze mit integriertem Schrägschultergurt, höhenverstellbare Automatikgurte für Rollstuhlfahrer, Zusatz-Ablagekonsolen für geprüfte Rollstuhl-Rückhaltesysteme, Zusatzblinkleuchten am Fahrzeugheck

Mitarbeiter: 12

Wartung: keine eigene Werkstatt

Vereinigte Telebusunternehmer

Die VTU wurde im Juni 1997 gegründet und umfasst 21 Mitgliedsbetriebe in Berlin mit insgesamt 200 Fahrzeugen, von denen 70 speziell zur Beförderung von Rollstuhlbenutzern ausgestattet sind. Sie sind an sämtlichen Tagen zwischen 5 und 1 Uhr im Einsatz. Durchschnittlich wird der Telebus-Fahrdienst täglich von 1800 Personen genutzt. 95 Prozent von ihnen sitzen im Rollstuhl. Jedes VTU-Fahrzeug absolviert pro Tag etwa 190 km innerhalb von Berlin. Das ausgebildete Fahrpersonal holt die Telebusnutzer unmittelbar von der Wohnungstür ab und bringt sie auch wieder dorthin. Dabei hat der Zufall keine Chance – jeder Weg wird entsprechend geprüft, damit die Tour ohne Handicap erfolgt und zum Erlebnis wird.

Gemeinsam mit der DEKRA, Promobil, dem TÜV Rheinland und Berlin-Brandenburg bietet der VTU auch ein Schulungsprogramm für andere Unternehmen an, die sich mit der Beförderung von Behinderten befassen.

Sicherheitstrainingsprogramm

Grundlage ist das Omnibusverkehrssicherheitstrainingsprogramm. Es wird auf die Fahrzeuggröße abgewandelt und den realen Bedingungen der Telebusfahrer angepasst. Zu den besonderen Zusatzpunkten gehören das Rangieren sowie das rückwärtige Einparken in engen Bereichen und auch das Rückwärtsfahren in einem Slalomkurs.

Den Teilnehmern wird weit mehr als ein Schleuderkurs geboten. Nach einem theoretischen Teil, in dem über Fahrdynamik, Bremsen und Lenken gesprochen wird, geht es in die Übungspraxis. Jeder Fahrer muss sechs Grundelemente mit unterschiedlichen Anforderungen erfüllen. Dazu gehören absolute Vollbremsungen aus mehreren Tempobereichen auf nasser, trockener und vereister Fahrbahn wie auch ein plötzliches Hindernis. Selbst praxiserfahrene Profis erleben bei den Aufgaben ihren persönlichen Aha-Effekt.



Fahren, aber sicher!

Fahrsicherheitstraining für behinderte Autofahrer

„Mobil ohne Grenzen“ bietet in Zusammenarbeit mit dem ADAC und dem Autohersteller Fiat an verschiedenen Veranstaltungsorten in Deutschland Fahrsicherheitstrainings für behinderte Autofahrer an. Ich, vor 14 Jahren durch einen Badeunfall aus meinem „normalen“ Leben gerissen, habe meinen Alltag wieder gut in den Griff bekommen. Ein wichtiger Schritt für mich war es, endlich wieder mobil zu sein. Also setzte ich alles daran, den Führerschein zu erlangen und ein eigenes Auto zu kaufen.

Der tägliche Berufsverkehr und auch die Fahrt in den Urlaub birgt doch bei dem heutigen Verkehrsaufkommen so manche schwierige Situation. Zwar bin ich in den letzten Jahren von Unfällen verschont geblieben – doch fahre ich wirklich sicher? Wer hält schon immer den richtigen Abstand zum Vorausfahrenden? Wer musste schon mal in einer nasen Kurve richtig hart bremsen?

So freute ich mich, als ich in der Zeitschrift „Leben und Weg“ das Angebot eines Fahrsicherheitstrainings für behinderte Autofahrer las. Schnell informierte ich noch Freunde und Bekannte über das interessante Angebot. Nach unkomplizier-



Der Trainer gibt Zeichen

ter Anmeldung erhielten wir die Bestätigung, dass der Kurs auf dem neu eröffneten Fahrsicherheitszentrum in Linthe stattfinden werde.

Etwas unsicher, was uns erwartet, trafen wir uns gegen 9.00 Uhr auf dem großen Parkplatz vor dem Übungsgelände. Bei einer Tasse Kaffee und einem kleinen Frühstück erhielten wir von den Verantwortlichen erste Informationen über den Tagesablauf. Danach ging es in die Schulungsräume, und wie es in Schulungen und Seminaren üblich ist, stellt sich zuerst jeder vor, auch sprachen wir über unsere Erwartungen und Anforderungen des bevorstehenden Trainings. Aber keine Angst, allzu theoretisch wurde es nicht. Der lockere Umgang zwischen Instruktor und Teilnehmern schuf eine angenehme und vertraute Atmosphäre, baute erste Hemmungen ab. Doch einige wichtige Themen wie Fahrphysik, richtiges Bremsen, schnelles Ausweichen, Abfangen eines schleudernden Fahrzeugs und Bremsen in



trockenen und nassen Kurven wurden dann doch mit dem nötigen Ernst besprochen.

Da die Theorie wichtig ist, aber die Praxis viel wichtiger, ging es nach ungefähr einer Stunde an die Autos. Jeder Teilnehmer fährt in der Regel sein eigenes Auto, da jeder PKW eigene Fahreigenschaften besitzt und auf die unterschiedlichen Bedürfnisse (Behinderung des Fahrers) angepasst ist. Schnell wurde den Teilnehmern noch die Wichtigkeit der richtigen Sitzposition erklärt. Außerdem wurde jeder Fahrer mit einem Funkgerät ausgestattet. Dann ging es auch schon auf das Übungsgelände. Bei einer großen Runde über diese moderne Anlage wurden die einzelnen Stationen und Übungen erläutert. Besonders interessant erschien mir eine in die Erde eingelassene Metallplatte, welche beim Überfahren mit dem Auto durch einen Ruck das Fahrzeugheck in unbestimmte Richtung zum Ausbrechen zwingt. Nun aber der Reihe nach.

An der ersten Station wurde das richtige Bremsen behandelt. Dazu wurde erst einmal der Übungsplatz bewässert und einige Kegel aufgestellt. Durch die nasse Strecke werden die Reifen geschont, die Kegel dienen zur Markierung der Bremszone. Nun kamen über Funk die Anweisungen der Instrukturen. Begonnen wurde mit geringen Geschwindigkeiten, nach und nach wurden dann auch aus höheren Geschwindigkeiten Vollbremsungen absolviert. Es kostet doch einige Überwindung, schlagartig mit aller Kraft in die „Eisen“ zu steigen. Doch diese Übung war nur die Grundlage für Weiteres und diente der „Aufwärmung“. Die nächste Station war ein Slalom-Parcours. Hier merkte ich schnell, dass die richtige Sitzhaltung sehr wichtig ist. Also, die Rückenlehne des Autositzes etwas steiler gestellt und

gleich noch mal den Parcours. Guter Kontakt von Schultern und Gesäß mit der Rückenlehne fördert den Seitenhalt bei schnellen Ausweichmanövern. Diese Übung machte richtig Spaß und verleitete doch einige Teilnehmer zu Übermut. So wurde die eine oder andere Pylone von den Teilnehmern, zur Freude aller Anderen, einfach „weggekickt“. Doch keine Angst, diese sind nur aus Gummi und hinterlassen keine bleibenden Schäden. Auch wenn so mancher bei dieser Übung sein Können überschätzte, kam es durch die Großzügigkeit der Anlage und Wachsamkeit der Instrukturen zu keinen größeren „Abflügen“. Gelernt habe ich, beim Ausweichen in die Lücke zwischen die Pylonen zu schauen (würden Sie auf das Hütchen schauen, würden Sie dieses auch mit hoher Wahrscheinlichkeit treffen).

Die nächste Übung sollte das richtige Ausweichen vor einem plötzlich auftretenden Hindernis deutlich machen. Dazu wurde eine Pylonengasse aufgebaut, bei der am Ende eine Hütchenbarriere stand. Dann wurde der Bremspunkt festgelegt und schon ging es los. Hier hatten die Instrukturen viel zu tun, da von vielen Teilnehmern (mich eingeschlossen) der richtige Bremspunkt um einige Meter



verschätzt wurde. Trotz ABS (Anti-Blockier-System), welches heute ja schon in fast jedem Kleinwagen zu finden ist, hatte man bei zu hohen Geschwindigkeiten nur wenig Zeit sein Auto an der Hütchenbarriere vorbei zu lenken. So „rauschten“ doch einige Fahrzeuge kreuz und quer durch die Kegelgasse. An dieser Stelle sei den Instrukto- ren noch mal vielen Dank gesagt, die unter „Einsatz ihres Lebens“ die Hütchen wieder aufstellten und auch unter Frontschürzen und Auspuffanlagen verkeilte Pylonen wieder her- vorholten.

Nun war Zeit für eine Mittagspause, die hatten sich alle Beteiligten wohl verdient, denn das viele Üben und das drückend heiße Wetter machten ordentlich Hunger und Durst. In der großzügigen Cafeteria wartete schon ein leckeres Mittagessen auf uns. An den Tischen kam es sofort zu leb- haften Diskussionen über erste Übungser- gebnisse und Erfahrungen. Dazu lief auf riesigen Flachbildschirmen die Formel 1- Übertragung. Einige von uns fühlten sich schon wie kleine „Schumis“.

Gut gestärkt ging es nach dem Mittag gleich wieder zur Sache. Nun wurde es Ernst, in den Übungen „Bremsen in der Kurve“ und „Ausweichen in nasser Kur- ve“ wurde den Teilnehmern noch einmal alles abverlangt. Zum Glück habe ich kei- nen empfindlichen Magen und so kam es zu keinen größeren Problemen. Zum Abschluss erwartete einen die schwierig- ste Trainingseinheit „Abfangen eines schleudernden Fahrzeugs“. Diese Übung kann nur auf großen und modernen Sicherheitstrainingsplätzen durchgeführt werden. Dazu wird eine große Gleitfläche mit Wasser „präpariert“ und somit Glatteis simuliert. In die Gleitfläche eingelassene Düsen sprühen Fontainen, welche als Hindernis fungieren. Bei Anfahrt auf das Hindernis zieht eine im Boden eingelassene Metallplatte die Hinterachse des Fahrzeugs in unbestimmte Richtung. Unwillkürlich bricht das Fahrzeugheck aus. Um das Fahrzeug wieder unter Kon- trolle zu bekommen, ist nun schnelles

Lenken gefragt – sehr, sehr schwierig! Manche Teilnehmer schafften ca. 2-3 Dre- hungen um die eigene Achse und von weitem sah es aus, als wollten manche Autos einen Walzer tanzen. Trotz hoher Schwierigkeit und vielen Wiederholun- gen, machte diese Übung den Teilneh- mern besonders viel Spaß. Wo kann man schon unter so sicheren Bedingungen an seine eigenen Grenzen kommen? Auch die Instrukto- ren hatten sichtlich ihr Verg- nügen, sie forderten die Teilnehmer per Funk auf, nicht so verkrampft zu schauen und ermutigten uns, noch näher an den Grenzbereich zu gehen.

In einem Abschlussseminar wurden der Tag und die Übungen noch einmal aus- gewertet und besprochen. Man konnte in sichtlich fröhliche und erschöpfte Teilneh- mergesichter gucken. Ich kann allen behinderten und nicht behinderten Auto- fahrern einen solchen Trainingstag nur empfehlen. Ohne Druck und mit großer Verantwortung wird hier sicheres Fahren beigebracht. Ich hoffe weiterhin, dass ich nicht in solch schwierige Situationen komme, doch fühle ich mich für den nächsten Winter bestens vorbereitet. Die Kosten von 110 Euro (für ADAC Mitglie- der 90 Euro) sind wirklich gut angelegtes Geld, denn jeder, der Auto fährt, weiß, was Werkstätten für das Ausbessern einer noch so kleinen Beule verlangen.

Das war ein schöner Tag – ich war mobil ohne Grenzen.

Steffen Köhn





Bus und Bahn zum Probe fah'n

Erlebnisbericht und kritische Anmerkungen zum Aktionstag der BVG

Auf dem Aktionstag der BVG landete ich eigentlich per Zufall: Am 13.09.03 fand auf dem Breitscheidplatz in Charlottenburg eine Veranstaltung der Behindertenselbsthilfegruppen statt. Ich fuhr alleine mit den beiden U-Bahnlinien 7 und 9 dort hin, mein Club, der „Selbsthilfe und Hilfe Behinderter Berlin e.V.“, war auch vertreten. Dort verteilte der BBV (Berliner Behindertenverband) Einladungen zum Aktionstag der BVG. Nachdem ich sie durchgelesen hatte, dachte ich mir: „Fahre mal hin.“

Also fuhr ich am 20.09.03 mit dem Telebus zum Betriebshof Lichtenberg, da der Hof eine schlechte Anbindung an die öffentlichen Verkehrsmittel hat. Auf dem Betriebshof Lichtenberg standen Busse und Straßenbahnen bereit. Man konnte hier das Hinein- und Herausfahren üben. Bei zwei Eindeckbussen habe ich es dann auch mit meinem Elektrorollstuhl ausprobiert, wie oben im Bild zu sehen. Bei den neuen Bussen gab es eine manuelle Rampe zum Herausklappen. Bei den älteren Modellen gibt es ja, wie Ihr alle wisst, diese reparaturanfälligen, elektrischen Rampen. Das Rangieren mit dem Elektrorollstuhl klappte zwar gut, aber ich traue mich trotzdem nicht, alleine mit den BVG-Bussen zu fahren.

Noch einige kritische Bemerkungen zu den BVG-Bussen: Zwar gibt es Haltegurte in den Bussen, diese sind aber nur seitlich angebracht. Es fehlen Bodengurte. Die Rollstühle werden angeschnallt, aber



das war es auch schon. Wenn der Bus, z.B. durch das Verhalten mancher Autofahrer, stark bremsen muss, dann fliegt der Rollstuhl durch den Bus. Außerdem ist das Ein- und Aussteigen auf den Betriebsbahnhöfen natürlich einfacher als im normalen Straßenverkehr.

Vergleichend will ich hier ein Beispiel aus den USA nennen: Zwei von meinen Betreuern waren vor kurzem in New York und sie berichteten mir Folgendes: Wenn dort ein Rollstuhlfahrer an der Haltestelle auf den Bus wartet und der Bus kommt, springt der Fahrer heraus, hilft dem Rollstuhlfahrer in den Bus und macht den Rollstuhl fest. Erst danach können die anderen Fahrgäste einsteigen. Es gibt keine Hektik und keine Drängerei.

Der BVG-Direktor sagte auf der Veranstaltung, dass die Fahrer geschult werden. Aber meiner Meinung nach gehört noch mehr dazu. Entweder ist am Bus die mechanische oder elektrische Rampe defekt oder der Fahrer ist mürrisch und nicht bereit auszusteigen und zu helfen. Hinzu kommen noch vorbeidrängelnde Fahrgäste. Doch nun Schluss mit meinen kritischen Bemerkungen.

Auf dem Betriebshof waren außer den Info-Ständen der BVG eine Musikbühne und ein Parcours aufgebaut. Da konnten sich Rollstuhlfahrer an Wettfahrten beteiligen und eine Flugreise in den Süden gewinnen. Die BZA war auch mit einem Info-Stand vertreten. Herr Konsek von der BZA hat auch auf der Bühne gesprochen.

Schade, dass die Veranstaltung nicht so gut besucht war.

Hier mein Vorschlag, den ich am Schluss der Veranstaltung am Info-Stand der BVG gemacht habe: In den neuen durchgehenden Zügen, in denen man keine Rampe braucht, sollten an den Seiten Haltesignalknöpfe angebracht werden. So muss man nicht jedes Mal einen Fahrgast bitten, die Tür zu öffnen!

Wolfgang Kröpsch

aufgeschrieben von Uwe Deutsch-Börner

LIS e.V. wie er leibt und lebt

Resümee der Jahreshauptversammlung 2003

LIS e.V., der Verein für Patienten mit Locked-in-Syndrom, wird von Jahr zu Jahr nobler. War sonst das Programm der Jahreshauptversammlung an einem Tag erfüllt, so nahm es dieses Jahr drei Tage in Anspruch. Der Ort konnte sich ebenfalls sehen lassen. Nicht irgendwo, sondern das HausRheinsberg wurde als Tagungsort bestimmt. LIS e.V. und die Fürst Donnersmarck-Stiftung zogen an einem Strang.

Dieses Jahr lief einiges anders. Wie gesagt, drei Tage an einem noblen Ort, das kostete dem Verein Geld. Was machen, wenn der Verein große Pläne, aber wenig Geld hat? Richtig, ein EU-Topf mit Fördergeldern musste angezapft werden. Weil Dr. Pantke, der Vorsitzende von LIS e.V., ein schlauer und rühriger Fuchs ist, hatte er in diesem Jahr die Jahreshauptversammlung zu einem Europäischen Meeting zum Europäischen Jahr von Menschen mit Behinderung ausgerufen.

Die Konferenz begann mit dem, vor allem für die anwesenden Mediziner interessanten, Erfahrungsaustausch von LIS-Betroffenen. Am Folgetag wurden die Ergebnisse neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse auf dem Gebiet der neurologischen Forschung, speziell des Locked-in-Syndroms, vorgestellt. Dieses Jahr kam noch ein weiteres, mit dem Locked-in-Syndrom durchaus in Verbindung stehendes Thema hinzu. Es ging schlicht und ergreifend um Sterbehilfe. Auf dieser Konferenz wurde die europäische Resolution gegen so genannte „Sterbehilfe“ verabschiedet.

Weil die Kultur nicht zu kurz kommen sollte, vor allem nicht an diesem Ort, stand für Sonntagvormittag eine Besichtigung des Schlosses Rheinsberg auf dem Programm.

Ein absolutes Novum in diesem Jahr war die Zweisprachigkeit der Konferenz. Das Hauptreferat wurde in der Konferenzsprache Englisch gehalten. Wohl dem, der außer dem Deutschen noch des Englischen mächtig war. Für jene Teilnehmer, die wenig oder keine Englischkenntnisse hatten, wurde natürlich übersetzt. Leider muss ich mich ebenfalls zu diesem Personenkreis zählen.

Am Abend, nach dem gemeinsamen Essen, war noch gemütliches Beisammensein im Kaminzimmer angesagt. Neue Bekanntschaften entstanden, alte wurden aufgepoliert oder gepflegt. Ganz zwanglos tauschte man neue Erfahrungen in Therapie und Pflege aus. Natürlich durfte ein guter Wein nach getaner Arbeit nicht fehlen.

Um den Bericht über die Konferenz abzurunden, füge ich meinen eigenen Beitrag an, den ich in Abstimmung mit meiner Krankengymnastin ausgearbeitet habe. Die Sache mit dem Lesen ging trotz gut funktionierenden Mikrofons nach hinten los, Sprache müsste man haben! Ich habe keine, dafür aber eine nette Krankengymnastin, die das Vorlesen für mich ganz souverän gemeistert hat.

Friedemann Knoop



Verehrte Gäste des Europäischen Meetings,

Darf ich zunächst vorstellen? Eine Mitarbeiterin aus dem Fürst Donnersmarck-Haus. Sie ist eine der beiden Frauen auf der Welt, die mich fast zu 100% akustisch verstehen. Sie hat sich dankenswerter Weise als Dolmetscherin vom Nichthörbaren ins Hörbare zur Verfügung gestellt.

Ich möchte zu folgenden Themen sprechen:

- a) Behandlungserfolge, die mit der klassischen Krankengymnastik nach Bobath lange nach dem Locked-in-Syndrom erzielt wurden und zu
- b) Sterbehilfe, ja oder nein

zu a) Ich glaube mir ein Urteil über die Auswirkungen und den Erfolg von zwei Therapieansätzen, wie es das systematisch repetitive Basistraining und das KG-Konzept nach Bobath sind, erlauben zu können. An mir sind beide Behandlungskonzepte zur Anwendung gekommen. Kurz: Beide Therapieansätze sind erfolgreich – aber jeder zu seiner Zeit! In der Akutphase des Locked-in-Syndroms kann nach meiner Meinung das Bobath-Konzept nicht greifen, weil es zu komplexe Bewegungsabläufe ganzer Muskelketten voraussetzt, die noch völlig gelähmt sind. Ist ein gewisses Maß an selbständiger Bewegungsmöglichkeit erreicht, greift das Bobath-Konzept. Aber auch hier gilt:

Masse und Klasse!

Das sei an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben: Nicht mit zwei und auch nicht mit fünf Stunden Krankengymnastik pro Woche kann eine erfolgreiche Therapie des Locked-in-Syndroms erreicht werden. Dazu gehört nach meiner Erfahrung viel, viel mehr.

Der große Erfolg des Bobath-Konzepts liegt schlicht und ergreifend darin, dass es mir Beine gemacht hat. Und das im doppelten Sinne. Nein, nein, nicht wie Sie vielleicht annehmen, dass ich einen Moti-

vationsschub verabreicht bekommen hätte. Die ausreichende Motivation, wieder laufen zu können, war immer da. Ich musste nur lernen, dass alles viel langsamer von-statten geht als ersehnt.

Das Gipsteam des Fürst Donnersmarck-Hauses machte sich daran, mir die Beine zu richten. Nachdem es in einer anderen Klinik schon einmal schief ging, wurde jetzt eine völlig neuartige Methode angewandt. Das war wirklich Kampf, denn meine KG musste mich wochenlang überreden, fast beknieen und mir mindestens 50 Mal versprechen, dass der Gips sofort entfernt werde, sollte er drücken. Daran waren die Erfahrungen vom ersten Mal schuld. So etwas wollte ich nie wieder erleben. Was soll ich sagen, ich habe diese Gipse eineinhalb Jahre getragen und mich dabei recht wohl gefühlt. Andere Zeiten, andere Methode, anderes Gefühl.

Mit Füße-richten war es nicht getan. Sie sollten vor allem nicht wieder in ihre pathologische Stellung zurückkehren. Es wurde der orthopädische Schuhmacher

bestellt und beauftragt, mir ein paar unterschlenkelhohe Innenschuhe zu verpassen.

Vorteil der Innenschuhe: Hauteng angepasst, leicht, steif und ermöglichen das Laufen, nicht das Staksen wie mit den Schienen-Schellen-Apparaten.

Nachteil: wenig atmungsaktiv. Jedoch, man kann sie jederzeit ausziehen und in die Ecke stellen. Nachts muss man sie unbedingt anhaben, weil sonst die Füße beim Schlafen automatisch die Spitzfußstellung einnehmen würden. Es ist nur eine Frage der Gewöhnung, mit Innenschuhen ins Bett zu gehen.

Die Voraussetzung für das Laufen war nun gegeben. Laufen Sie einmal, wenn sie vorher sieben Jahre nicht gelaufen sind. Dazu brauchte es hartes, tägliches Training.

Angefangen habe ich im „Mercedes“,



*Dr. Karl-Heinz
Pantke, Vorsitzender
LIS e.V.*



sprich Gehwagen. Darin habe ich täglich etwa 60 Meter ohne fremde Hilfe zurückgelegt. Warum ich den Gehwagen ausge-rechnet „Mercedes“ nenne, kann ich Ihnen verraten: Hat er die richtige Höhe, ist er nicht nur bequem, sondern, wenn die Beine ihren Dienst versagen, kann man sich mit beiden Ellenbogen abstützen und richtig „abmatten“. Hat man wieder etwas Kraft geschöpft, gelangt man immer zum Rollstuhl. Wenn es einen „Mercedes“ unter den Gehhilfen gibt, gibt es natürlich auch einen „Porsche“. Ich rede vom Rollator. Der ist mit Respekt zu behandeln. Zwischen Laufen und Laufen liegen ganze Welten.

Konnte ich mich im Gehwagen richtig „reinfletzen“, nach dem Motto „Heh, was kostet die Welt!“, sieht es beim Rollator ganz anders aus. Das quecksilbrige Ding haut einfach ab. Es macht, was es will, obwohl es natürlich zwei Bremsen hat.

Die Körperhaltung muss hierbei eine völlig andere sein. Sie muss annähernd 180 Grad betragen. Diese müssen während der gesamten Zeit des Laufens gehalten werden. Man kann natürlich ein geringes Gewicht auf die gestreckten Arme geben. Was tut man, wenn ein Arm nicht so gut funktioniert? Spätestens hier kommen Fragen wie Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin ins Spiel.

Ich laufe gegenwärtig täglich ca. 30 Meter mit Rollator. Wohl bemerkt, allein. Ich bin jedes Mal von neuem erstaunt, dass nicht die Beine schlapp machen, sondern vor allem der rechte Arm anfängt zu schmerzen.

Logische Schlussfolgerung: Meine Rücken- und Beckenmuskulatur muss mehr gestärkt werden, damit ich beim Laufen die Vertikale halten kann. Erst dann wird der rechte Arm nicht durch eine immer krummer werdende Körperhaltung überlastet und der linke mit seinen begrenzten Möglichkeiten kann auch besser eingesetzt werden. So einfach ist das in der Welt des Geistes, aber fast ein Ding der Unmöglichkeit in der Realität.

So lustig und ungezwungen war es nicht immer, denke ich an den Anfang vor neun Jahren zurück. Nur mit den Augen konnte ich rollen. Kluge Ärzte haben gar nicht erst registriert, dass ich voll bei Geist und Bewusstsein war. Vier Wochen waren vergangen und keine Besserung des Allgemeinzustandes. Es wurde Zeit, mich von den lebensspendenden Geräten zu nehmen. Aus Gründen der Wirtschaftlichkeit oder aus Gründen der Ethik? Ich habe es nie erfahren. Die Charité-Mediziner hatten allerdings die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das einzige Veto kam von meiner Frau. Nicht auszudenken, wenn ich ihr egal gewesen wäre. Das Ergebnis wäre ein medizinischer Irrtum erster Klasse gewesen, denn ich wollte auf keinen Fall sterben. Meine Frau hat mir die Story erst zwei Jahre später erzählt, als ich anfang, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Aber die Wut auf die Ärzte ist geblieben und gibt mir bis heute Kraft. Soweit meine eigenen Erlebnisse.

zu b) Sterbehilfe ja oder nein?

Allgemeine Überlegungen

Leider ist es hier nicht wie auf dem Gebiet der Logik oder der Wissenschaft schlechthin. Aussagen sind nicht einfach durch die drei Werte „wahr“, „wahrscheinlich“ oder „falsch“ bewertbar. Solche Aussagensysteme sind auch nicht auf Widerspruchsfreiheit oder Vollständigkeit entscheidbar.

Wir befinden uns auf dem Gebiet der Ethik. Dort spielen noch weitere Werte eine Rolle. Zum Beispiel die von Nor-

men oder Überzeugungen, daraus abgeleitet Aussagen über Wünschen und Wollen. Die messerscharfe Logik gilt nur auf der formalen Ebene menschlichen Denkens. Dort sind Widersprüche zwischen den Aussagen, die unter den Gesichtspunkten der Wahrheit betrachtet werden, undenkbar! Was darüber hinaus geht und die inhaltliche Ebene des Denkens berührt, kann die formale Logik nicht erfassen. Dabei handelt es sich unter anderem um Fragen der Normenaufstellung und -bewertung. Sie ist und bleibt eine Frage des Gewissens, der Überzeugung und des Glaubens. Normative Aussagen sind bewertbar, aber ihre Aussagensysteme



nicht mehr per Kalkül entscheidbar. So gibt es für jedes Argument Pro-Sterbehilfe auch eines für Contra-Sterbehilfe. Kurz: Aussagen zur Sterbehilfe sind formal nicht-entscheidbare Aussagen des Gewissens.

b) Gedanken zur direkten Sterbehilfe

Hier gehören zwei Personen dazu. Eine, die keinen Sinn im Weiterleben sieht. Aus welchen Gründen auch immer. Eine zweite, meist näher stehende Person, die gebeten wird, diesen Wunsch zu vollstrecken, weil man es selbst nicht mehr kann. Diese Person handelt nach dem Willen dessen, der sterben will. Sie ist dessen verlängerter Arm. Sie hat aber ein eigenes Wertesystem und einen eigenen Willen. Will sie es, dass die um Sterbehilfe ersuchende Person stirbt und legt Hand an, ist sie schuldig und erfüllt somit den Tatbestand der Tötung auf Verlangen. Ver-

weigert sie die Sterbehilfe, liegt keine juristische Situation vor. Gewissensbisse und Mitleid werden ihr zusetzen und ihre Seele regelrecht zerfressen. Vertrackte Situation! Trotzdem ist es besser, Gewissensbisse zu haben und nicht als eine Person angesehen zu werden, die ein Leben ausgelöscht hat, auch wenn sie vom Sterbewilligen darum gebeten wurde.

Aus diesem Grund bin ich gegen diese Art von Sterbehilfe.

c) Gedanken zur indirekten Sterbehilfe

Das ist der eigentlich interessante Fall. Hier kann nur noch der Mediziner in Absprache mit dem Patienten eine Antwort finden, die er mit seinem Gewissen, seiner Reife und seinem Fachwissen vereinbaren muss. Kann sich der Patient hierzu nicht mehr äußern, wie es bei mir der Fall war, würde ich als verantwortlicher Arzt oder Kommission die Finger davon lassen. Man kann die indirekte Sterbehilfe auch als das Unterbrechen lebensverlängernder Maßnahmen auffassen. Das ist eine echte Gewissensfrage für den behandelnden Mediziner oder auch für eine Kommission unabhängiger Ärzte. Ihrer Verantwortung obliegt es einzuschätzen, ob lebensverlängernde Maßnahmen bei z.B. raumfordernden Hirntumoren, die operativ nicht entfernt werden können, oder bei anderen Krebsarten im Endstadium für die Patienten nur eine Fortsetzung des Leidens um wenige Tage wäre oder ob man der Natur freien Lauf lässt.

Für diese Art indirekter Sterbehilfe könnte ich mich erwärmen, aber nur unter der Bedingung, dass man selbst entscheiden kann, ob oder ob nicht.

Wir danken für Ihre Aufmerksamkeit!

Friedemann Knoop

Die Pressemitteilung zum Europäischen Meeting von LIS e.V. sowie die verabschiedete Resolution zu den Themen der so genannten Sterbehilfe und zum Problem der Patientenverfügung sind einzusehen unter www.fdst.de

Es lebe die Liebe!

„Die Csardasfürstin“ von Emmerich Kálmán

Am 24.09.2003 war es wieder soweit: die Opernfreunde trafen sich in der Villa Donnersmarck. Diesmal stand für uns „Die Csardasfürstin“ von Emmerich Kálmán auf dem Programm.

Zur Entstehung der Operette: Emmerich Kálmán hatte gerade die Musik für den 1. Akt komponiert und abgeschlossen, er war zu Besuch in Budapest, als am 28. Juni 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand von Sarajevo ermordet wurde. Einen Monat später begann der „Erste Weltkrieg“. Nach Kriegsausbruch entstand der 2. Akt erst im Sommer 1915.

Die Handlung: Die Chansonnette Sylva Varescu will zu einer Tournee durch Amerika aufbrechen, um den Komplikationen ihrer Beziehung zum jungen Fürsten Edwin zu entfliehen. Dieser liebt sie, fürchtet aber den Zorn seines Vaters, der die unstandesgemäße Verbindung ablehnt. Um die Reise zu verhindern, verspricht Edwin vertraglich Sylva in acht Wochen zu seiner Ehefrau zu machen. Kaum will Sylva auf ihre Reise verzichten, erfährt sie, dass Edwin bereits mit seiner Cousine Komtesse Anastasia verlobt ist. (Da Anastasia meist nur „Stasi“ gerufen wird, ergaben sich daraus für den Zuschauer der heutigen Zeit – man erinnere sich an die Staatssicherheit der ehemaligen DDR – höchst ironisch klingende Dialoge!). Wütend fährt Sylva nun doch auf Tournee, zusammen mit ihrem alten Freund Graf Boni Kancsianu, einem Schwerenöter, der die Ehe lächerlich macht, aber nach seinem Lebensmotto „Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht“ handelt. Nach ihrer Rückkehr trifft Sylva auf Edwin und gibt sich als Bonis Frau aus. Boni gerät dadurch in eine peinliche Lage, zumal er sich in Edwins Braut Anastasia verliebt hat. Sylva vernichtet den Vertrag mit Edwin und gibt ihn wieder frei. Boni gelingt es aber



den beiden klar zu machen, dass sie ohne einander nicht leben können. Der alte Fürst, Edwins Vater, gibt seinen Widerstand auf, als er erfährt, dass er selbst mit einer ehemaligen Tänzerin verheiratet ist. Ende gut, alles gut, und alle Varietätänzer und -tänzerinnen können nun endlich den beiden Hochzeitspaaren (Edwin und Sylva und Boni und Anastasia) zu ihrem Glück gratulieren!

Das Bühnenbild: Eine riesige Treppe, die sich nach oben hin zu einer kleinen Bühne zuspitzt. Durch Drehungen der Treppe wurde den Akteuren viel Balance und Gleichgewichtssinn abverlangt. Selbiges galt für einen einzelnen Ledersessel vor der Treppe, der zu allerlei Sitz- und Liegepositionen gedreht und gekippt werden konnte, was zu manch akrobatischen und kuriosen Verrenkungen führte!

Allein dafür gebührte schon allen ein großer Beifall – es war einfach toll, klasse gemacht und amüsant zugleich!

Amüsant war auch die Einführung von Lothar Friedrich zur Operette, der in Wortwahl und mit seinen Bemerkungen stark an den Komiker Loriot erinnerte. Verblüffend, aber doch zum Schmunzeln, fand ich auch den Einführungsimbiss: ein mit belegten Brötchen bestückter Servierteller wurde mir vor die Nase gestellt, um dann – ehe ich nach Aufforderung zugreifen konnte – sofort wieder an das andere Tischende gereicht zu werden. Rasch wurde mir klar, dass ein guter Gastgeber die neu hinzugekommenen Gäste als Erstes bewirtet und bedient. Lothar Friedrich und Angelika Klahr sind halt vollendete Gastgeber. Nach dieser kleinen Episode und der folgenden bravourösen Aufführung der Operette – besonders gefallen hatte mir das Stück nach der Pause – ging der Abend unter fast frenetisch-klingendem, rhythmischem Beifall und „Bravo-Rufen“ seinem Ende entgegen!

Allen Helfern und Mitarbeitern der Stiftung ein Danke!

Hannelore Jerchow

Ein Abend für Leib und Seele

Im Rahmen des Kulturellen Wochenendes lud die Villa Donnersmarck in die Schädestraße ein. Draußen war es ein kalter und ungemütlicher Novembertag, und so empfanden mein Mann und ich es als sehr wohltuend, in einen mit Kerzen erleuchteten Wintergarten zu kommen. Es gab ein wunderbares Vier-Gänge-Menü mit zwei Hauptgerichten. Der Koch, Herr Bergner, und sein Team hatten sich sehr viel Mühe gegeben. Dafür ein Dankeschön. Das Ganze wurde mit schönen musikalischen Klängen – so genannten Ohrwürmern – umrahmt. Der Gesang zur Klavierbegleitung war wirklich ein Ohrenschauspiel. Schade nur, dass so wenig Besucher zu diesem Abend erschienen waren. Vielleicht sollte in den Gruppen mehr dafür geworben werden, damit noch mehr Menschen in solch einen Genuss kommen.



Allen Mitwirkenden, die an dem Abend beteiligt waren, vielen Dank.

Lioba und Lothar Mette
Blomy Gruppe

Ein kulturelles Wochenende, ein kultureller Tag

Am 08.11.2003 verlebte ich mit anderen Interessierten einen Tag – genau genommen einen „Abend für Leib und Seele“ – im Zuge des „Kulturellen Wochenendes“ in der Villa Donnersmarck in Zehlendorf. Im illustrem Kreise von ca. 25 bis 30 Personen ließen

wir uns an hübsch dekorierten Tischen nieder, bzw. vom bunten und umfangreichen Büfett bedienen und verwöhnen. Neben den verschiedenen lecker aussehenden und schmeckenden Salate gab es auch warme Speisen a la Carte! Aufgrund der jahreszeitlich bedingten kalten, ungemütlichen Witterung an diesem Tage, genoss ich als „Auftakt“ die Kürbiskernsuppe um so mehr. Sie wärmte mich so schön im Inneren „durch und durch“! Ein warmes Essen (Geflügelfleischgeschnetzeltes in Curryrahmsauce mit Früchten, dazu Spätzle), als Dessert noch einen Vanillepudding mit Obst, taten ihr Übriges. Dazu konnte man natürlich auch diverse Getränke ausprobieren. Ich entschied mich für ein Glas Weißwein, den ich mir während des ganzen Abends munden ließ.

Nach den Köstlichkeiten für den Leib komme ich nun zur Seele: Dafür waren der Sänger Maurizio Geanetti mit seiner Begleitung am Flügel, der Pianistin Natalia, zuständig. Ihr Programm war geschickt aufgeteilt: zum Essen und Trinken eine sehr schön anzuhörende Untermalung am Flügel (Barmusik?), dann eine kleine Pause. Eine gute Gelegenheit zum Abräumen der Tische und für Neubestellungen. Angelika Klahr wurde als „Kellnerin“ damit ganz schön „in Trab“ gehalten, die übrigen Helfer aber auch. Anschließend sang Maurizio Geanetti heitere, meist bekannte Stücke aus Operetten, Musicals und anderem, z.B. Songs von Elvis Presley, seinem Lieblingssänger. Da er die Überleitungen auf Deutsch, gemischt mit spanischen, englischen und – natürlich, als Italiener – italienischen Worten gab, wurde es eine sehr humorvolle, lebhaft Angelegenheit! Ach ja, ich glaube etwas Russisches war auch dabei – zumindest musikalisch, z.B. „Kalinka“. Ich und meine netten Tischgenossinnen amüsierten uns köstlich (oder war der Wein dran schuld?). Für mich war es ein gelungener Abend! Danke den Helfern, der Küche, der Stiftung, die diesen Abend ermöglichten!

Hannelore Jerchow

Rheinsberg, ein Geschenk

Mit meinem langjährigen Freund Joachim verbinden mich nicht nur gemeinsam verbrachte Abenteuer und Erlebnisse in vergangener Zeit, als wir zusammen noch unter zum Teil „kuriosen“ Verhältnissen unsere Er-



fahrungen in einer für Körperbehinderte eigentlich abweisenden Umwelt gemacht haben. Uns verbindet außerdem auch unser gemeinsames Geburtsjahr. In diesem Jahr haben wir unseren 50. Geburtstag gefeiert. Unsere als abweisend erlebte Umwelt war die DDR, in der wir leben mussten und in der die Stellung des schwerbehinderten Menschen nahezu hoffnungslos war. Auf einer Freizeit der evangelischen Kirche haben wir uns vor mehr als 30 Jahren kennen gelernt.

Joachim gehörte zu den sogenannten „Latschern“. Das waren die Nichtbehinderten, die an diesen Freizeiten teilnahmen, um uns Behinderten – den „Rollern“ – durch ihren tatkräftigen Einsatz eine Zeit der Erholung und christlichen Erbauung in der Zeit des Sommers zu ermöglichen. Seit unserem ersten Treffen spielte Joachim eine erhebliche Rolle

in meinem Leben. Wir verbrachten seitdem viele fröhliche und auch weniger fröhliche Tage zusammen. Dank seiner unermüdlichen Einsatzbereitschaft wurde es mir möglich, viele Bereiche des Lebens und der Gesellschaft kennen zu lernen, von denen ich ohne ihn hoffnungslos abgeschnitten geblieben wäre.

Durch Joachim lernte ich in unbekümmerter Selbstverständlichkeit das S-Bahn-Fahren kreuz und quer durch Ostberlin kennen. Durch seine beeindruckende Hilfsbereitschaft und Unerschrockenheit konnte ich unbezwingbare Barrieren überwinden. Wo uns die Welt durch unerbittliche Treppen versperrt schien, da fühlte sich Joachim gerade richtig herausgefordert. Wo keine unerlässliche Technik, wie z.B. Personenaufzüge oder Bahneinstieghilfen, vorhanden war – und solche Errungenschaften waren ja bekanntermaßen in der DDR nicht besonders weit entwickelt (jedenfalls, was die Belange Behinderter betraf – in der Militärtechnik mag es anders gewesen sein) –, da brachte Joachim scheinbar einfach und unkompliziert seine



grogen Muskelkräfte ins Spiel, und schon waren wir an einem Ort, an dem wir eigentlich nicht hätten sein können.

So haben wir gemeinsam Reisen innerhalb der DDR und über die östliche Grenze hinaus unternommen und uns dabei mit den vorhandenen provisorischen

schen Verhältnissen der Not gehorchend abgefunden. Manches grenzte dabei einfach ans Unzumutbare, aber unsere meistens heitere Gemütslage und unser Galgenhumor halfen uns immer wieder über die Schwierigkeiten hinweg. Verhältnisse, die man komfortabel hätte nennen können, haben wir bei unseren Exkursionen nur in den seltensten Fällen vorgefunden.



Mittlerweile haben sich die Verhältnisse für uns erfreulicherweise grundlegend geändert. Ich habe jetzt das große Glück, in wahrhaft menschenwürdigen Verhältnissen in eigener Wohnung mit Assistenzpflege zu leben. – Joachim ist inzwischen einer meiner Assistenten.

Weil wir in diesem Jahr nun beide 50 wurden, haben meine Eltern uns alle zusammen zu diesem Anlass einen einwöchigen Aufenthalt im HausRheinsberg spendiert. – Was wir dort erlebt und erfahren haben, davon soll nun im Weiteren berichtet werden:

Ich glaube kaum, dass ich an dieser Stelle erwähnen muss, wie verschieden die Verhältnisse im HausRheinsberg von den zuvor geschilderten sind. Es bleibt lediglich zu sagen, das Hotel am See in Rheinsberg ist wirklich ein erstklassiges behindertengerechtes Hotel. Nach all den drangsalierenden Erfahrungen hatten wir zum ersten Mal die Möglichkeit eine Erholung zu verbringen, die die Bezeichnung Erholung auch wirklich verdient.

Die Architektur des Hauses entspricht nicht nur den Erfordernissen der für Behinderte so nötigen Bequemlichkeit, sondern sie ist außerdem gediegen – und

durch die Lage des Hauses direkt am Ufer des Grienericksees ist die Atmosphäre dort unbeschreiblich reizvoll und liebenswert. Die vorzügliche Küche des Hotels will ich nur am Rande erwähnen, ich glaube, sie ist an dieser Stelle schon mehrfach gelobt worden. Außerordentlich wohltuend ist das Schwimmbad, das allen technischen Komfort bietet, der behinderten Menschen die Nutzung eines Schwimmbades ermöglicht.

Aber ich will meinen Blick auf das gesamte Erlebnis Rheinsberg richten. Zuvor muss ich noch erwähnen, dass wir zusammen mit meinen Eltern die Gelegenheit nutzten, von Rheinsberg aus Autofahrten zu unseren früheren Urlaubs- und Campingorten in Mecklenburg zu unternehmen, was nach so langer Zeit sehr interessant war, da sich dort sehr viel verändert hat.

Die Stadt Rheinsberg hat in der neuen Zeit sehr gewonnen. Ihr auch zu DDR-Zeiten nicht restlos verlorengegangener Charme eines liebenswürdigen Residenzstädtchens hat sich zu meinem Erstaunen wiederbelebt. Die gesamte Stadtanlage ist aus der Zeit ihres Ursprungs erhalten. Ihre vorwiegend flachen eingeschossigen Landhäuschen, die vor kaum zehn Jahren nur belanglos und heruntergekommen

wirkten, kommen nun nach geglückter Renovierung in ihrem schlichten, klassischen Stil wieder reizvoll zur Erscheinung. Über dem ganzen Städtchen liegt ein Hauch von Freundlichkeit, und es ist wirklich glaubhaft, wenn Kronprinz Friedrich vor mehr als 200 Jahren von diesem Ort gesagt hat: „In Rheinsberg bin ich vollkommen glücklich gewesen.“

Schloss Rheinsberg, vor noch nicht langer Zeit als Diabetikersanatorium genutzt, wurde inzwischen von dieser geschmacklosen Banalität wieder befreit und größtenteils in seinen Ursprungszustand versetzt. Zusammen mit dem Park und dem friedlich in der Abendsonne daliegenden See, kündigt es von den Tagen, in denen es von Friedrich als Ort der Kunst und der Philosophie auserkoren wurde. Hier soll bereits Voltaire zu Besuch gewesen sein und hier hat Friedrich seinen „Anti-macchiavell“ geschrieben, seine Absichtserklärung einer friedlichen Regentschaft, die leider doch wieder durch die gegenteilige Wirklichkeit eingeholt wurde. – An diesem Ort aber glaubt man es ihm, dass er ja eigentlich etwas anderes wollte.

Jetzt ist das ganze Städtchen Rheinsberg und besonders seine Uferpromenade ein ausgesprochen rollstuhlfreundlicher Ort. Ein Teil der Bevölkerung dieser Gegend profitiert heute von dem Dasein der behinderten Menschen, für die das Hotel gerade an diesem Ort errichtet wurde, und bezieht dadurch seine Arbeitsplätze.

Ich finde es bemerkenswert, dass gerade Rheinsberg, an dem der preußische Kronprinz noch hauptsächlich humanistische Intentionen verfolgte, heute so ein seltsam menschlicher Ort geworden ist.

In Rheinsberg denkt man auch an Tucholsky, der über diese Stadt sein „Bilderbuch für Verliebte“ geschrieben hat. Tucholsky, der Publizist vorwiegend der Weimarer Zeit, der so verzweifelt ist an seiner Zeit und so scharfsinnig geschrieben hat. Direkt neben dem Schloss gibt es eine Tucholsky-Gedenkstätte, in der viele Texttafeln an den Wänden zu studieren sind, für die man sich Zeit nehmen und

die man geduldig lesen muss, wenn sich einem die aufrüttelnde Wahrheit dieses Menschen erschließen soll – wovon man inmitten dieser harmonischen Umgebung plötzlich ergriffen wird. Da liest man plötzlich an einer Stelle: „Fragen werden von der Menschheit nicht gelöst, sondern liegengelassen.“

Wie recht Tucholsky hat! Und was für eine bittere Wahrheit! – Auf einmal ist man inmitten dieser wunderbaren Landschaft merkwürdig verstört.

Oder noch ein anderes Wort von Tucholsky: „Immer wird der Prozess Geist gegen Kraft zugunsten der Kraft entschieden. Aber nur der Geist kann die Streitaxt begraben. Freilich: man muss einen haben.“ Was für eine bestürzende Wahrheit! Dann aber wenigstens diese tröstende Verheißung...

Silvia Gordan



Ein Experiment

Gelungen oder nicht? Am 26.10.2003 las Monika Poetzsch aus ihrer Broschüre „Frau-Mutter-Behindert“. Es waren ca. 25 Personen anwesend, die sich ein Bild von Frau Poetzsch machen wollten bzw. neugierig auf den Inhalt ihres „Büchleins“ waren. Es behandelt die Geschichte einer Frau, die einfach nur den Wunsch hat, von Familie, Umwelt und den „vermeintlich Gesunden“ als Person und Mensch akzeptiert und respektiert zu werden. Mitleid – ob echt oder vorgegaukelt – ist nicht ihre Intention.

Während und nach der Lesung trat genau das ein, was Monika Poetzsch erlebt und so treffend beschrieben hat. Erstaunlicherweise gab es – soweit ich es feststellen konnte – gerade bei ebenfalls Behinderten kaum eine positive Resonanz. Banale Sprüche wie „Wir müssen alle unser Päckchen tragen, deswegen brauche ich doch nicht gleich ein Buch darüber zu schreiben, gar veröffentlichen!“, oder „Ich habe von Krankheiten genug, deshalb komme ich nicht in die Stiftung!“, gab es da zu hören.

Ja, warum kam man dann aber zu dieser angekündigten Lesung? Zu Hause Langeweile? Ich war etwas enttäuscht, hatte ich doch mehr Verständnis gerade von diesem Personenkreis erwartet. Vielleicht hat man aber auch nur den Mut bewundert, so in die Öffentlichkeit zu gehen.

Ich empfand diese Art Krisenbewältigung als einen Weg unter vielen, egal ob im Glauben, Schriftlichen (wie im gehörten Falle), Sportlichen oder auf anderweitige Art. Genau dies hat Monika Poetzsch in ihrer Geschichte zum Ausdruck gebracht und ist daraus als eine erstarkte Persönlichkeit hervorgegangen. Es sollte anderen eine Möglichkeit aufzeigen, ebenfalls mit ihrem Schicksal fertig zu werden. Zur Unterstützung ihrer Lesung gab es kleine musikalische Pausen (Flöte,



Klavier). Verständlich, erlebt man doch beim Vorlesen seiner Erlebnisse alles noch einmal! Der Andrang bei der anschließenden Signierstunde war groß – ein unterzeichnetes Buch musste förmlich „beantragt“ werden.

Ein schöner Erfolg für Monika Poetzsch, der zum Weitermachen ermutigt! Ein Experiment der Stiftung, das zumindest für Gesprächsstoff sorgte, gingen doch die Meinungen dazu auseinander. Ich jedenfalls begrüße diese neue Reihe „Literarisches Café mit Musik“.

Hannelore Jerchow



Monika Poetzsch

Bella Italia

Unsere Reise nach San Felice

Im September haben wir zwei wunderschöne Wochen im Ferienzentrum Salvatore in San Felice verbracht. Wir, das sind zwei Bewohnerinnen und zwei Bewohner aus verschiedenen Wohngemeinschaften der Stiftung und zwei Betreuerinnen.

Bevor es losgehen konnte, waren zunächst diverse Vorbereitungen zu treffen. So trafen wir uns ein paar Wochen vor Abreise in der Villa zusammen mit Frau Voll, die vom Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung aus diese Reise organisierte. Wir hatten erste Gelegenheit zum kennen lernen und zum Informationsaustausch. Dies wurde in den nächsten Wochen noch vertieft, sodass wir mit einem guten Gefühl starten konnten.

Der Abflug war furchtbar früh, wir mussten um fünf Uhr morgens am Flughafen sein, also kamen die Telebusse zum Abholen so gegen vier, da lohnte es sich kaum, vorher schlafen zu gehen. Zum Glück war ein großer Teil unseres sehr umfangreichen Gepäcks schon am Vorabend eingecheckt, sodass wir uns in unserem müden Zustand darum nicht mehr kümmern mussten.

Nach einem guten Flug empfing uns in Rom nicht nur wunderbar warmer Sonnenschein, sondern auch Martin, der im Ferienzentrum Salvatore arbeitet und uns abholte. Die Wiedersehensfreude war groß, da einige Mitreisende Martin schon von vorherigen Aufenthalten kannten. Leider mussten wir feststellen, dass einige Rollstühle auf dem Flug reichlich gelitten hatten.

Auf der knapp zweistündigen Fahrt in das südlich von Rom gelegene San Felice bekamen wir einen ersten Eindruck von der schönen Landschaft. Im Ferienzentrum angekommen, wurden wir sehr freundlich empfangen, bezogen unsere Zimmer und bekamen erst mal eine Portion Spaghetti zur Stärkung.

In den beiden folgenden Wochen haben wir uns im Ferienzentrum sehr wohlfühlt. Die Zimmer sind einfach, aber sehr praktisch eingerichtet. Der Garten ist wunderschön mit üppig blühenden Pflanzen. Besonders schön ist der Blick von der Dachterrasse auf die Berge und die am Hang liegende Altstadt von San Felice. Fast immer ließ das schöne Wetter es zu, dass wir draußen essen konnten. Das Essen war sehr lecker und wir haben so einige italienische Spezialitäten probiert, die wir vorher nicht kannten.

Nachdem Pepe, der sehr patente Hausmeister des Zentrums, unsere demolierten Rollstühle wieder in einen brauchbaren Zustand versetzt hatte, waren wir wieder mobil für einige Ausflüge, so zum Beispiel zu verschiedenen Märkten zum Shoppen und zu einem Bummel durch die Altstadt. Oft und gern waren wir am Strand, der speziell für Rollstuhlfahrer ausgestattet ist. So waren auch einige von uns mal im Meer baden, ein sehr lustiges, aber auch etwas aufregendes Erlebnis.

Besonders gut hat uns die sehr herzliche und hilfsbereite Atmosphäre im Ferienzentrum und unter den Gästen gefallen. Oft haben wir abends bei Teresa in der Bar gesessen, haben uns unterhalten, gespielt, gesungen und auch Feste gefeiert und getanzt.

So vergingen die zwei Wochen wie im Flug und der Tag der Rückreise näherte sich sehr schnell. Wieder mussten wir mitten in der Nacht aufstehen, um rechtzeitig am Flughafen zu sein, aber darin hatten wir ja jetzt schon Übung. Martin brachte uns und half uns mit dem Gepäck, sodass alles reibungslos verlief.

In Berlin gelandet, mussten wir wieder einige Schäden an den Rollstühlen feststellen, aber wir waren alle wohl auf, und das ist ja die Hauptsache. Wir haben die Reise nach San Felice in sehr schöner Erinnerung und große Lust, wieder einmal dorthin zu fahren.

Christine Busch, Anette Oehl, Christine Daske, Hans – Jürgen Neumann, Lutz Germann, Maren Lunow



Body Talk – Körpersprache

Projektinformation

Body Talk nannte sich ein Projekt mit Teilnehmern aus vier Ländern, das vom 9.9. bis 19.9.2003 in Igalo/Montenegro statt fand. Vierzig Teilnehmer mit und ohne Körperbehinderungen aus Montenegro, Bosnien-Herzegowina, Belgien und Deutschland hatten sich zu diesem Projekt getroffen.

Finanziert und unterstützt wurde Body Talk weitestgehend durch das Programm „Jugend“ der Europäischen Union, den beteiligten Organisationen und durch die Projektteilnehmer. In diesem Projekt ging es darum, über unseren Körper auf verschiedene Weise nachzudenken. Themen waren: Welche Beziehung habe ich zu meinem Körper (Ich), die Körpersprache (Mein Körper) und die verschiedenen ästhetischen Ideale (Meine Behinderung). Dabei wurden verschiedene Fragen aufgeworfen, z.B.: Kann ich meinen Körper akzeptieren und lieben – oder ist er eine Last für mich? Welche Signale sende ich aus? Auf welche Herausforderungen kann ich mich einlassen?

Neben unseren täglichen Treffen zum Kennen lernen und Aufwärmen gab es eine große Auswahl an Workshopangeboten.

Zur Erholung unternahmen wir zwei

Tagesausflüge. Am 12.9. waren wir in Kotor/Montenegro, eine Adriastadt, die zum Weltkulturerbe gehört, am 16.9. besuchten wir Dubrovnik/Kroatien, die „Perle der Adria“.

Reisebericht

Was einem in 16 Tagen alles passieren kann! Am 7.9. sind wir mit fünf Bewohnern der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu unserer dreitägigen Reise nach Igalo/Montenegro aufgebrochen. Dies war der Beginn einer kleinen Balkanrundfahrt. Diese führte uns durch Tschechien, die Slowakei, über Ungarn und Kroatien an unser Ziel Tuzla in Bosnien-Herzegowina. Dort haben wir die Teilnehmer von der Initiative 21 getroffen, mit denen wir gemeinsam weitergefahren sind.

Sarajevo hat uns als Stadt alle sehr fasziniert, leider hatten wir nicht die Zeit für einen längeren Aufenthalt. An Mostar sind wir auf Grund einer Autopanne in den Bergen nur vorbei gefahren, schade. Begleitet von einem schweren Unwetter, kamen wir in der Nacht zum 10.9. endlich in Igalo an. Unsere Fahrt war sehr abenteuerlich, da waren wir uns einig, quer durch Länder, in denen vor ca. zehn Jahren noch blutige Bürgerkriege getobt haben. Umso erfreulicher, dass es bei unserem Projekt keine Rolle spielte, ob jemand Serbe oder Moslem ist.

Durch die Fahrt war bei uns ein Geschichtsinteresse entstanden. Aus Gesprächen und Interviews haben wir mitbekommen, dass die Teilnehmer aus Mon-



tenegro und Bosnien-Herzegowina genug vom Krieg haben und einfach ein normales Leben führen möchten. Einig waren sie sich in der Einschätzung, wonach die Überwindung der Kriegsschäden wohl noch sehr lange dauern wird. „Eigentlich bräuchten wir viel mehr Hilfen“, war eine bedrückende Aussage. Auf der anderen Seite war es für sie etwas ganz Besonderes, zehn Tage an der Adria zu verbringen. Man konnte ihre Freude darüber fühlen.

Zeit, um uns von der Fahrt zu erholen, hatten wir nicht. Das Programm war sehr umfangreich und spannend. Wir Helfer waren froh, wenn wir von morgens früh um sieben bis nachts um zwölf mal eine Stunde zum Entspannen hatten. An dieser Stelle möchte ich mich bei unseren drei ehrenamtlichen Helfern Annika, Sarah und Oliver für ihren tollen Einsatz bedanken. Dies gilt auch für Gunther Ring, dem Organisator vom Romanischen Büro, der in Zusammenarbeit mit dem Fürst Donnersmarck-Haus dieses Projekt als Veranstalter getragen und tatkräftig mitgeholfen hat. So intensiv und eng hatten sie vorher noch nicht mit Menschen gearbeitet, es war eine ganz besondere Erfahrung.

Neben unserer Gruppe waren noch ca. 200 bis 250 andere Menschen mit Behinderungen im Hotel zu Gast. Bei sieben Stockwerken und drei Fahrstühlen (zwei davon waren für einige Rollstühle zu eng), musste man schon etwas Geduld aufbringen. Als Erstes haben wir ein Zimmer organisiert, in dem wir mit unseren Duschstuhl ins Bad kamen. Wasser oder Stromausfälle haben wir dann schon mit einer gewissen Gelassenheit hingenommen. Trotz allem war die Atmosphäre im Hotel bzw. in Igalo sehr angenehm.

Höhepunkte unserer Reise bzw. des Projekts gab es jede Menge. Angefangen mit den vielen Eindrücken von der Hinfahrt und unseren schönen Ausflügen nach Kotor und Dubrovnik, die vielen Begegnungen mit den anderen Teilnehmern, tolle Workshops, die gemeinsamen Feste und unser großes Abschiedessen in einer Pizzeria mit viel Musik und Tanz.



Die Rückmeldungen unserer Reisetilnehmer waren dementsprechend positiv: „Es war wunderschön, so etwas habe ich noch nie in meinem Leben gemacht“; „Die Menschen, die wir getroffen haben, waren sehr freundlich und zuvorkommend“; „Die Menschen und die Workshops waren sehr interessant“; „Es war einfach Spitze“; „Können wir nicht länger hier bleiben?“; „Ich melde mich schon mal für das nächste Jahr an.“

Am 19.9.03 hieß es dann Koffer packen und Abschied nehmen. Wir haben dann unsere kleine Rundreise fortgesetzt und sind an der Adria entlang bis nach Vodice, ca. 100 km nördlich von Split, gefahren. Über Zagreb und Breclav ging es dann zurück nach Berlin. In Zagreb haben wir Goran vom Center for Creativ Work getroffen. Er hat uns gleich zu einem neuen Projekt nach Kroatien eingeladen. Seine



Frau arbeitet im größten Rehabilitationszentrum in Zagreb, er arbeitet überwiegend mit Jugendlichen (auch mit Behinderungen). Ich überlege, nächste Jahr dorthin zu fahren, um zu schauen, ob wir ein Projekt zusammen realisieren können. 2004 würde ich gern ein Partnertreffen in Berlin veranstalten. Nach so einem intensiven Projekt und ca. 4000 km Fahrt mit unserem Heimbuss, brauchten wir einige Tage Ruhe, um wieder in Berlin anzukommen.

E. Tiller

Spiel- und Theaterpädagoge
TSM Freizeitbereich / Fürst Donnersmarck-Haus

Links zum Projekt Body Talk und den beteiligten Organisationen (die Initiative 21 aus Tuzlar in Bosnien-Herzegowina hat keine Internetpräsenz – irgendwie nicht überraschend bei 0,013 Internetanschlüssen, 90 Telefonen und 55 Fernseher pro 1000 Einwohner):

Informationen über Montenegro:

<http://www.visit-montenegro.com/>

Projektvorankündigung:

http://www.interkultureller-jugendservice.de/int_jugendbegegnungen.html

Projektdokumentation:

http://www.interkultureller-jugendservice.de/wp_bodytalk_yu_2003/index

Von den Teilnehmern aus

Podgorica/Montenegro:

<http://www.paramontcg.org/>

Von den Teilnehmern aus

Antwerpen/Belgien:

<http://www.kvg.be/jongeren/>

Private Teilnehmer: Homepage von Bram aus Belgien:

<http://www.brambi.tk/>

Vom deutschen Veranstalter:

<http://www.interkultureller-jugendservice.de/>

Von den deutschen Teilnehmern:

<http://www.fdst.de/>

Sommerfahrt nach Sankt Peter Ording



Auch in diesem Jahr führte die Landesgruppe Berlin der Deutschen Gesellschaft für Muskelkrankheiten in der zweiten Augusthälfte zum wiederholten Male (der Rekord steht bei einer der mitfahrenden Familien bei 19 Mal) ihre 14-tägige Sommerreise nach St. Peter Ording an der Nordsee durch. Wir waren 13 Personen gemischten Alters, davon fünf RollstuhlfahrerInnen. Die Anreise erfolgte mit eigenen Fahrzeugen, Mietwagen und per Bahn, jeder wie er konnte. Bei der Bahnreise gab es das Problem, dass am Bahnhof Husum der Aufzug nicht funktionierte und ein Umsteigen mit dem Rollstuhl nur über ein Rampenprovisorium möglich war. Aber die Bahn machte auch dieses Abenteuer möglich und man kam am Zielort an.

Wir wohnten wie immer im Evangelischen Jugenderdholungsdorf im Ortsteil Böhl und hatten für unsere Gruppe ein separates Haus, was einigermaßen rollstuhlgeeignet war. Einrichtung und Essen hatten Jugendherbergscharakter, aber alle hatten gewusst, was sie erwartete und waren, auch aufgrund des niedrigen Preises, zufrieden. Entscheidend war das Zusammensein in einer bewährten Gemeinschaft und die damit verbundene Hilfe untereinander. So wollte z.B. mein E-Fix nicht mehr, aber mit Rad und

Bedienteil meines Gefährten Lothar konnte auch dieses Problem gelöst werden.

Die 14 Tage vergingen mit täglichen Ausflügen im Ort, welcher sich so ca. 10 km durch die Ortsteile Böhl, Dorf, Bad und St. Peter Ording hinzog. Unsere Wege führten uns dann nicht nur durch diese Ortsteile, sondern auch über Dünen- und Strandwege sowie den Deich entlang, wo



wir die saubere Luft und die schöne Landschaft der Nordsee genießen konnten. Eine Rollstuhlwanderung mit Fahrradbegleitung über 45 km führte zum Leuchtturm Westerhever. Mit den vorhandenen Fahrzeugen ging's nach Büsum mit seiner geschäfts- und gastronomiereichen Fußgängerzone, schönen Strandpromenade und dem interessanten kleinen Hafen sowie an den Nord-Ostsee-Kanal, um dort nach evtl. Kreuzfahrtschiffen Ausschau zu halten (im vorigen Jahr erwischten wir die „Norwegen Dream“, in diesem Jahr blieb's bei der Ausschau). Die motorisierten Ausflüge mit der gesamten Gruppe waren nur mit Hilfe von Groeners „Sprinter“ und Lothars PKW möglich. Auf diesem Wege nochmals vielen Dank.

Strandnixen, auch im Rollstuhl (ein strandtauglicher Rollstuhl konnte ausgeliehen werden), tummelten sich bei schö-

nem Wetter am Strand und in der Nordsee oder an nicht so sonnigen Tagen in der Therme. Nicht so Ausziehwütige näherten sich über die kilometerlangen Seebrücken so weit wie möglich dem natürlichen Nass und besichtigten so Ebbe und Flut. Abwechslung boten auch die ständigen Märkte sowie Dorf- und Strandfest. Der Zoo mit neuer Robbenanlage wurde nicht ausgelassen. Besuch kam sogar per Flieger, denn James, ein ehemaliger Betreuer unseres Saschas in dessen ehemaliger Jugendgruppe der DGM und Pilot, ließ es sich auch diesmal nicht nehmen, zusammen mit seiner Frau, Sascha und unsere Gruppe zu besuchen und ein paar schöne Stunden in unserer Gemeinschaft zu verbringen.

Ein Grillnachmittag sowie ein festliches Abschlussessen in einem schönen Restaurant an den Dünen rundete die Reise ab. Es waren wieder schöne und erlebnisreiche Tage.

Bis zum nächsten Jahr, evtl. mal nach Zinnowitz an die Ostsee?

Ronald Budach



Vereinsfest auf Bayerisch...

Die FDH-Kickers gehen fremd

Die Idee wird unter der heißen Dusche geboren. Nach dem Training der FDH-Kickers heißt es zwischen Wasserdampf und Shampoo-Geruch: „Ihr beiden hattet doch auch gerade Geburtstag, wollen wir nicht mal einen ausgeben – das hat sich die Mannschaft doch wirklich verdient.“ Au ja, gesagt – getan. Nach dem Überschlagen aller aktuellen Fußballer, einiger Ehemaligen und der treuesten „Fans“ kommen beinahe 30 Leute zusammen – zu viele, um mal eben einen auszugeben, das wird schnell klar. „Da muss ein Sponsor her, wie bei den Bayern“, hieß es beim Abtrocknen. „Ja, ja, wie bei den Bayern“, entgegnete ich abgeschlagen und schnüre mir stirnrunzelnd die Schuhe zu.

Am nächsten Tag heißt es also Sponsorensuche. Die Getränke wollen wir drei Geburtstagskinder übernehmen, aber das Essen...und Essen soll schon sein, das ist allen klar. Also erst mal E-Mails schreiben, Gespräche führen mit Frau Combüchen, mit Helga Hofinger, mit Frau Wittkamp: Formulieren, die Lage schildern, Spendengelder ausloten, und siehe da, wie das Leben so spielt: Unsere Küchenchefin hängt sich meine E-Mail an ihre Pinnwand im Büro und Herr Schwerz, der Chef der Reinigungsfirma im Kinderheim, liest sie zufällig. „Das geht klar“, sagt er „das übernehme ich“. „Ich war früher selbst Heimkind, ich habe auch Fußball gespielt, ich weiß, was das bedeutet für die Jungs.“ Frau Wittkamp präsentiert mir freudestrahlend die Neuigkeit: „Herr Schwerz bezahlt das, nicht nur diesmal, ihr könnt Euer Vereinstreffen



jedes Jahr machen.“ – „Das ist ja Wahnsinn“, stammele ich kopfschüttelnd, „wie bei den Bayern.“ Intuitiv ist allen sonnenklar, es muss ein bayerischer Abend werden: Weißwürste, Bretzeln, süßer Senf, Radi, Weizenbier – das komplette Programm eben. „Witti, du kennst dich doch da aus“, sage ich und grinse breit.

Das Datum ist schnell gefunden, der 11.11. soll es sein, nach dem Training. Die Einladungen werden geschrieben, die Vorfreude wächst.

Drei Wochen nach der Idee unter der Dusche ist es dann endlich soweit, es wird trainiert und gespielt, geschossen und verteidigt, geschwitzt, gemeckert, gejohlt und angefeuert, gelitten und gejubelt, wie jeden Dienstag eben, nur danach geht es nicht nach Hause, sondern die „Kickers“ betreten feierlich und frisch geduscht den zünftig geschmückten Versammlungsraum. Die unverkennbar bayerische Deko sorgt, vor allem bei den zahlreichen Hert-

ha-Fans unter uns, wie man sich denken kann, für allerlei Sprüche und Witzchen. „Die Kickers gehen fremd“, höre ich aus dem aufgeregten Stimmengewirr heraus, „ wir machen jetzt einen auf Bayerisch.“ Weitere Details erspare ich dem geneigten Leser an dieser Stelle, jedenfalls kommt sofort Stimmung auf. Den drei Geburtstagskindern wird zugeproestet, eine kleine Ansprache von mir als „Übungsleiter“ gehalten, und schon macht sich jeder über das phantastische Essen her. Den „Küchenfeen“ und natürlich unserem Sponsor, Herrn Schwerz, sei hier nochmals ganz herzlich gedankt!

So herrlich gestärkt und erfrischt in genussvollen vier Gängen schreiten wir nun zur Wahl in zwei geheimen Gängen – zur Wahl eines neuen Mannschaftskapitäns und dessen Stellvertreter. Nach



spannender Auszählung kann dem alten wie neuen Kapitän Wolfgang Marzilger vom Querschlag gratuliert werden und ihm wird feierlich die nagelneue rote Kapitänsbinde eines namenhaften Sportartikelausrüsters über den Oberarm gestreift. Zu seinem Stellvertreter, und das ist eine echte Sensation, wird unser hoffnungsvolles Nachwuchs-Talent, Askel

Bautz von der Gruppe 4, gewählt, derselbe Spieler also, der aufgrund seiner tollen Fortschritte schon zum „Spieler des Sommers 2003“ gekürt worden war.

Jetzt sieht das Protokoll noch eine „Aussprache“ vor, jeder soll die Möglichkeit haben, vor versammelter Mannschaft Kritik zu äußern, Vorschläge zu machen, persönliche Differenzen anzusprechen oder loszuwerden, was immer schon mal gesagt werden musste. Viele machen hiervon reichlich Gebrauch. Wie jeder Fußballfan weiß, soll aus einem gut funktionierenden Team nicht alles „nach außen“ dringen, aber soviel sei verraten: vor allem wurde dafür plädiert, die Sache locker und entspannt zu sehen, übertriebenen Ehrgeiz abzustellen und sich darauf zu besinnen, dass der Spaß am gemeinsamen Sport im Vordergrund stehen muss. Das

hatten wir Spieler selbst auch an diesem Abend vorgelebt. Spaß, Fairplay, gegenseitiger Respekt und die Rücksichtnahme der stärkeren auf die schwächeren Spieler waren allgegenwärtig, ob nun behindert oder nicht, Mitarbeiter oder Bewohner, männlich oder weiblich, alt oder jung.

Und so brachte unser Torwart die Sache auf den Punkt, als er sagte: „Ich bin stolz darauf, in unserer Mannschaft spielen zu dürfen.“ „Wirklich“, höre ich mich zustimmend sagen, „stolz, ja, stolz können wir sein“. Stolz darauf, dass es uns seit vielen Jahren gelingt, mit Hilfe des Sports ein gutes Stück Integration zu leisten, Integration aus dem wahren Leben, Integration auf Augenhöhe.

Solms Schipke

Logopäde & Spielertrainer im FDH

Engel,



wer oder was sind sie?

Sie begegnen uns schon in frühester Kindheit. Besonders zur Weihnachtszeit treten Abbildungen, Weihnachtskarten, Christbaumschmuck mit Abbildungen von Engeln in unser Blickfeld. Es gibt pausbäckige, goldene, ernste, gebieterische. In den christlichen Kirchen finden wir viele Darstellungen. Aber auch Künstler wie Paul Klee, Marc Chagall oder Salvador Dali haben Engel gemalt. Ich war sehr erstaunt, als ich im Iran ein wunderschön gearbeitetes Fels-Relief eines Engels aus der Zeit der Sasaniden sah. Darin brachte er den Sieg herbei. Bis dahin waren Engel für mich nur in Verbindung mit der christlichen Kirche vorstellbar gewesen.

Engel begegnen uns auch im Alltag, jeder von uns hat doch schon einen Schutzengel gehabt, oder? Wie würden Sie einen Engel darstellen oder vielleicht lieber gar nicht? Welche Bedeutung hat das „Phänomen Engel“ für Sie? In der Bibel sind Engel Boten Gottes.

Die Weihnachtszeit ist eine Zeit der Besinnung. Ich möchte Ihnen daher gerade jetzt und zu Beginn eines neuen Jahres das Inspirationsbuch von Anselm Grün „50 Engel für das Jahr“ vorstellen. Es beschreibt Engel als „inspirierende Begleiter für unsere alltäglichen Wege“. Sie erscheinen als lebensgestaltende Kräfte. Anselm Grün spürt der leisen Botschaft dieser Engel nach, macht sie hörbar in den Verwirrungen des Lebens, erschließt sie als spirituelles Geschenk, das die Herzen verwandelt.

In seinem Buch benennt Grün 50 Engel, z. B. Engel der Versöhnung, Engel des Risikos, Engel der Nüchternheit, Engel der Achtsamkeit, Engel der Barmherzigkeit, Engel der Zärtlichkeit. Er greift damit Lebenserfahrungen auf, mit denen wir Menschen im Verlauf unseres Lebens konfrontiert werden, die wir meistern müssen.

Es ist Grüns Verdienst, dass die „Botschaften“ der Engel in diesem Buch universal sind. Ob es meine nichtgläubigen, meine christlich religiösen, meine moslemischen, meine jüdischen oder andersgläubigen Freunde, Verwandte oder Wegbegleiter sind, sie alle können Anregungen





Für jeden anderen Menschen haben sie ein Herz, nur für sie selbst ist kein Platz in ihrem Herzen. Da zwingen sie sich, alle eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken, nur um für die anderen da zu sein. Doch solche Unbarmherzigkeit sich selbst gegenüber wird auch die Hilfe andern gegenüber verfälschen. Da wird sich in meine Liebe ein Besitzanspruch einschleichen. Da bin ich dann ärgerlich, wenn meine übergroße Liebe nicht honoriert wird. Damit ich den anderen von Herzen liebe, damit ich wirklich ein Herz für ihn oder sie haben kann, muss ich zuerst selbst in Berührung kommen mit meinem Herzen, muss ich mein Herz zunächst all dem Armen und Unglücklichen in mir zuwenden, dann kann ich barmherzig sein. Dann werde ich andere nicht verurteilen, sondern ich werde sie gerade mit all dem Unglücklichen, Zerrissenen, Elenden, Unansehnlichen in mein Herz aufnehmen. Dann wird meine Hilfe ihnen kein schlechtes Gewissen vermitteln. Sie werden vielmehr Platz und Heimat finden in meinem Herzen.“

Doris Brandt

Anselm Grün „50 Engel für das Jahr“
158 Seiten – Herder, Freiburg, 1999

und Antworten finden bei ihrer Suche nach Sinn und in der Hoffnung, „dass unser Leben nicht ins Leere läuft, dass es glücken kann.“ Neben der tiefen Weisheit seiner Botschaften empfinde ich auch dieses als großes Geschenk.

Anselm Grün wurde 1945 geboren. Er ist Verwalter der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, geistlicher Berater und Autor zahlreicher spiritueller Bücher.

Auszug aus „Der Engel der Barmherzigkeit“, Seite 138

„Ich kenne viele Menschen, die sich barmherzig für kranke und einsame Menschen einsetzen, die aber ganz und gar unbarmherzig mit sich selbst umgehen.

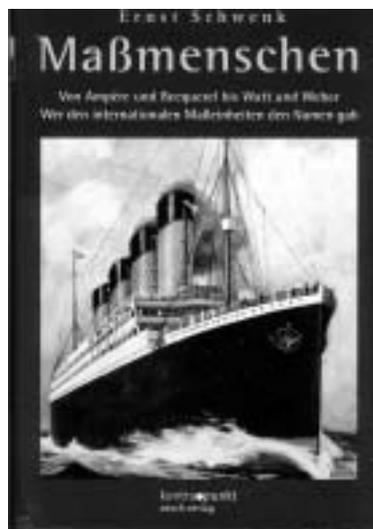


Wege zur Unsterblichkeit

Da erschien kürzlich in der Kontrapunkt-Reihe des Züricher Oesch-Verlages ein Titel, der beim flüchtigen Hinschauen wie „Marsmenschen“ gelesen werden könnte. Wessen Niveau aber über dem der deutschen Schüler in der Pisa-Studie und dem der Unterhaltungs-Show-Schauer liegt, d.h. wer so ganz richtig lesen kann – es soll ja noch etliche Leute dieser Art geben – entziffert korrekt gleich „Maßmenschen“. Nun kenne ich zwar Maßanzüge und Maßschneider, Maßkrüge und Maßliebchen, was aber sind „Maßmenschen“? Dazu noch ein Titelbild mit einem stolzen Ozeanriesen, es könnte die Titanic sein – kurzum, ich wurde neugierig und beschloss das Buch zu kaufen.

Es erwies sich als ausgesprochen spannend, fanden sich doch darin die Lebensgeschichten von 19 genialen Naturwissenschaftlern, Ingenieuren und Erfindern, deren Namen immer wieder verwendet werden und uns losgelöst von ihren Trägern täglich begegnen. Sie sind „unsterblich“, solange es die Menschheit gibt: Ampère, Celsius, Faraday, Hertz, Ohm, Watt, Volta, Pascal, Joule uva. Die Namensgeber der verschiedensten Maßeinheiten waren Menschen aus Fleisch und Blut, die es zumeist im Leben nicht leicht hatten, denn wer Neues bringt, wird zunächst immer erst einmal allein sein und muss sich gegen Misstrauen, Arroganz, Dummheit, Unverständnis durchsetzen.

Der Autor Ernst Schwenk, langjährig in der Großchemie tätig, hat es verstanden, uns an der Geschichte des Messwesens „schnuppern“ zu lassen und vor Augen zu führen, was das Internationale System der Maßeinheiten („SI-Einheiten“),



das erst von 1969 bis 1985 erarbeitet wurde und heute in fast allen Staaten geltendes Recht ist, überhaupt bedeutet.

Flott und anschaulich erzählt, mit manchen Anekdoten versehen und gut bebildert, ist das Buch ein kleines Lesevergnügen, das Vergessenes wieder lebendig werden und Neues besser verstehen lässt. Durch die nach ihnen benannten gesetzlichen Maßeinheiten sind die Namen dieser Menschen (fast) unsterblich geworden. Definitionen und Begriffe sind eben haltbarer als die materiellen Denkmale für manche Potentaten, die nach deren Ableben oder Sturz der Spitzhacke zum Opfer fielen.

Doch halt: Auch SI führte dazu, dass manche uns von der Schule her bekannte frühere „Maßmenschen“ pensioniert wurden, weil die Entwicklung präzisere Definitionen erforderte. So sind Curie, Gauß, Hefner, Röntgen, Torricelli, Franklin, Helmholtz, Maxwell, Oerstedt, Mayer, Rutherford und manche anderen bekannten Namen heute in den Ruhestand getreten. Ich bin aber sicher, dass auch diese Pioniere der Forschung unvergessen bleiben.

Im Anhang finden sich noch Namensgeber bei SI-fremden Maßeinheiten, mit denen z.B. Erdbeben, Stürme, Lärm, Überschall und Traubensaft gemessen werden kann. Einmalig und wohl nur hier im Anhang zu finden sind ferner alte Maßeinheiten aus dem deutschen Sprachraum und deren Erklärung, wie z.B. Ballen, Bogen, Becher, Bräu, Bund, Drachme, Elle, Faden, Fuder, Fuß, Hufe, Mandel, Scheffel, Unze und viele andere.

Ein Buch, an dem neugierige Leserinnen und Leser ihre Freude haben könnten.

Dr. Rudolf Turber

Ernst Schwenk

„Maßmenschen – von Ampère und Bequerel bis Watt und Weber“

kontrapunkt

Oesch Verlag Zürich 2003

232 Seiten

Leben und leben lernen

Es gibt Bücher, die liest man, und sie wirken (lange) nach – manche fließen tief ins Bewusstsein ein und werden somit Lebensbegleiter.

Für mein Anliegen, dieses Buch vorzustellen, gibt es viele Gründe: die spannende Lesbarkeit; der vielfältige Inhalt; die humanistische Lebenswelt und Überzeugung; die Klarheit der Aussagen.

Arnold R. Beisser erkrankte im Alter von 25 Jahren an Kinderlähmung und war fortan auf den Rollstuhl angewiesen. Eingewoben in die Erzählung seines Lebens, nimmt er in seinem Buch Stellung zu Phänomenen und Dimensionen des menschlichen Lebens wie Zeit, Raum, Humor oder Trauer.

Eine wichtige Erkenntnis aus Beissers Lebenserfahrung ist die Notwendigkeit von Veränderung als ständiger Lebensbegleiter. Im Anhang unter dem Titel „Die paradoxe Theorie der Veränderung“ schreibt er: „Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit dauert die Spanne eines individuellen Lebens länger als die Zeit, die für größere soziale und kulturelle Veränderungen erforderlich ist. Zudem beschleunigt sich noch die Geschwindigkeit dieser Veränderungen... Heutzutage jedoch liegt die Schwierigkeit darin, einen eigenen Standpunkt gegenüber einer sich ständig wandelnden Gesellschaft zu finden.“

Wie Menschen sich dieser wichtigen Lebensaufgabe der emotionalen Bearbeitung von Veränderungen stellen können, hat Arnold R. Beisser in seinem Buch eindrucksvoll – da selber gelebt und persönlich durchlitten – geschildert. „Willentliche, erzwungene Veränderung stellte die einzige Art von Veränderung dar, die ich kennen lernte. Meine Behinderung hat mich gelehrt, dass es auch eine andere

Form von Veränderung gibt. Nur mit Widerstreben und aufgrund von Fehlschlägen habe ich sie entdeckt. Ich sah mich einer Situation gegenüber, die durch keinen Aufwand an Arbeit, Anstrengung, Planung oder Mühe zu bewältigen war. An allen Fronten vernichtend geschlagen, musste ich lernen, aufzugeben und anzunehmen, wie ich geworden war und nicht hatte sein wollen....(Hieraus) erwuchs das Wissen um eine neue Art von Veränderung und eine neue Lebensweise, die ich nicht erwartet hatte.“

Beisser schildert diesen „Prozess der Veränderung“ ganz hautnah, nichts ist abgehoben, oberflächlich, unverständlich. Konkret und eindringlich, leicht und humorvoll entdecken wir die Welt der Seele, ohne Worthülsen, die Anbindung suchen, damit Sinn entsteht. Zum Greifen nah verfolgen wir die Entstehung kreativer Anpassungsleistungen oder anders gesagt, wie werde ich mit den mir auferlegten Veränderungen in meinem Leben seelisch fertig, wie verarbeite ich Verluste – auch die meiner festen Überzeugungen. Das Kaleidoskop des Lebens kann nie mit festen Glaubenssätzen belegt werden. Sie zerspringen.

Neben dem Aspekt der Veränderung geht es Beisser auch um das Erkennen von bestehenden Wahlmöglichkeiten im Leben – dieses schafft Hoffnung. Durch sein gelebtes Leben macht er deutlich, dass es oft auch in noch so aussichtslosen Situationen eine Menge an Optionen gibt. Diese Erkenntnis beeinflusst wiederum das Bewusstsein für Alternativen, erweitert Handlungsspielräume und gibt Raum für aktives Gestalten.

Für diese Entdeckungsreisen der inneren Welt hatte Arnold R. Beisser nach seiner Erkrankung tragischerweise viel Zeit – er hat sie genutzt und uns damit ein großes Geschenk und Vermächtnis hinterlassen. Durch die Dichte der Erzählung strömt Kraft, die mich lebensfroh macht, mir Hoffnung gibt. Aus den persönlichen,

„Herr, gib uns die Fähigkeit, mit Gelassenheit die Dinge zu akzeptieren, die wir nicht ändern können. Den Mut, Dinge, die wir ändern können, zu ändern. Die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“

Reinhold Niebuhr, „Gebet der Klarheit“, 1943

tiefen und dichten Erfahrungen seines nicht einfachen Lebensweges transportiert Beisser auf ganz eindrückliche Weise Denkanstöße und Lehren. So schreibt er: „Ich will nicht sein wie der Mann, von dem Kierkegaard erzählte, ein Mann, der sein ganzes Leben lang so beschäftigt war, dass er bis zu seinem Tod nicht merkte, dass er lebte.“

Das Werk besteht aus zwei Teile: Beissers Autobiografie und seine Theorie im Anhang. Die Beschreibung seines Lebens erscheint mir wie ein buntes bewegendes Bild, die theoretischen Überlegungen geben diesem Bild den Rahmen und somit etwas Beständiges und Standfestes. Hier wird der Bezug zum Leben aller Menschen deutlich. Es ist nichts Abstraktes, sondern etwas Grundsätzliches, das das menschliche Leben an Möglichkeiten bereit hält.

Das Buch ist für alle Menschen geschrieben, die sich zumindest zeitweise mit dem eigenen Sein und dem Sinn des eigenen Lebens beschäftigen und in Verbindung treten. Es beschreibt Lebensweisen, denen alle Menschen unterliegen und aus denen alle Menschen lernen können. Das Buch ist für Menschen mit Behinderung geschrieben, da es auf ungeschminkte Weise mit eindrücklichen Beschreibungen, mit Ironie und mit Humor auf das Leben und Leben lernen mit einer Behinderung eingeht. Beisser beschreibt mit einfachen Worten, wie er das Leben neu erlernen musste.

Es ist für Helfer/Assistenten/Betreuer geschrieben. Das Lesen dieses Buches erweitert das Verständnis dafür, was es heißt, mit einer Behinderung zu leben.

Oft wird die Forderung gestellt, der behinderte Mensch möge seine Behinderung annehmen und verarbeiten. Auf dem Weg zur Erfüllung dieses Zieles herrscht aber oft Ratlosigkeit über das „Wie“. Beisser: „Manchmal waren meine Schritte zu groß, um damit fertig zu werden. Sogar wenn ich schließlich damit fertig geworden bin und die erwarteten Handlungen

hinter mich gebracht hatte, habe ich mein Ziel nur zu Hälfte erreicht....In fast allem, was man unter neuen Bedingungen tut, liegt die Gefahr der Komplikation oder Peinlichkeit.“ Hier beginnt das Verständnis, die Wertschätzung und Achtung vor den kleinen Schritten, die doch so groß sind auf dem Weg zur Teilhabe und Integration.

Arnold R. Beisser ist nach einem erfüllten Leben 1991 verstorben. Mein Dank gilt seinem Lebenswerk, welches mir half, mein Repertoire zur Bewältigung von Lebensaufgaben zu erweitern. Beissers persönliches Schicksal, seine Umgehensweise mit seinem Schicksal, seine Schlussfolgerungen haben mich tief beeindruckt. Sie haben Spuren in mir hinterlassen, mein Bewusstsein erweitert für das, was möglich ist in scheinbar unmöglichen Lebensumständen, sie haben meine Haltung zu meiner Arbeit beeinflusst, mir Mut und Hoffnung gegeben.

Das Buch kann in der Bibliothek des Ambulant Betreuten Wohnens in der Babelsberger Straße 41, 10715 Berlin ausgeliehen werden.

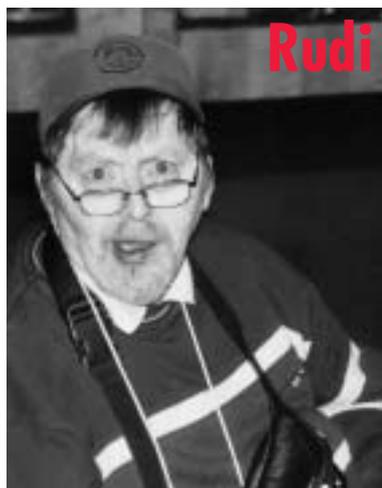
Doris Brandt



Arnold R. Beisser
„Wozu brauche ich Flügel?“
Peter Hammer Verlag



Lonely Hearts



Rudi

Mein Name ist Rudolf. Außer den kulinarischen Genüssen bin ich der Kunst sehr zugeeignet. Ich male, gehe gern ins Theater und liebe die Musik.

Ich suche eine Frau, die auch kulturell interessiert ist und ebenso romantische Stunden zu zweit schön findet.

Ich bin Rolli-Fahrer, 55 Jahre alt und Raucher.

Du solltest maximal 57 Jahre alt sein, lebenslustig und aktiv.

Über eine Zuschrift mit Bild würde ich mich sehr freuen.

Ein herzlicher Gruß von Rudi.

Rudolf Fröhn

Hallo, ich heiße Mike. Nach einem Unfall sitze ich noch im Rollstuhl.

Ich bin 29 Jahre alt, interessiere mich für Motorräder und fände es toll, wenn sich auch eine Frau dafür begeistern würde. In meiner Freizeit höre ich gern Musik, mag nette Gesellschaft und Kartenspiele.

Ich suche eine sympathische Frau, die mit mir diese Interessen teilt und vielleicht noch mehr.

Fühlst du dich angesprochen und bist nicht älter als 35 Jahre, dann schreibe mir.

Über eine Zuschrift, wenn möglich mit Foto, würde ich mich sehr freuen.

Einen herzlichen Gruß sendet dir Mike.

Mike Patschke



Mike

Ihre Zuschriften senden Sie bitte an:

Fürst Donnersmarck-Haus
zu Händen Thomas Boldin
Wildkanzelweg 28
13465 Berlin

oder per E-mail
boldin.fdh@fdst.de

International – europäisch – national – lokal

Agenda 22 wird übersetzt



Diese Geschichte, die in einem Tipp für das nächste Jahr enden soll, begann vor mehr als 20 Jahren. 1981 riefen die Vereinten Nationen das Jahr der Behinderten aus. In der Zeit von 1983 bis 1992 lief dann die Internationale Dekade der Behinderten. 1992 wurde der 3. Dezember eines jeden Jahres zum Internationalen Tag der Behinderten ausgerufen.

Als ein Ergebnis dieser Dekade wurden die „Rahmenbedingungen für die Herstellung der Chancengleichheit für Behinderte“ (Standard Rules on the Equalization of Opportunities for Persons with Disabilities, kurz Standard Rules, Standardregeln) in der Resolution 48/96 durch die UN verabschiedet. Diese 22 Regeln binden die Mitgliedsstaaten nicht wie Gesetze, aber bieten eine gute Grundlage zur Diskussion der Teilhabe und Rechtssi-

cherheit von Menschen mit Behinderung in den verschiedenen Staaten der Erde.

Im Jahre 2001 organisierte der schwedische Behindertenbund (Handikappförbundet Samarbetsorgan, HSO) eine Tagung in Linköping. Dort wurde die Agenda 22 geboren, ein Handbuch für die Einbindung von Menschen mit Behinderung in kommunale Strukturen. Die Anleitung ist auf die europäischen Verhältnisse zugeschnitten und gliedert sich in drei Abschnitte: Voraussetzungen gleichberechtigter Teilhabe, Felder gleichberechtigter Teilhabe und Umsetzungsmaßstäbe. „Die Agenda 22 ist gewissermaßen ein Handwerkskasten für die Umsetzung der UN-Regeln“, erläuterte Marianne Rönnersten, schwedische Projektmanagerin des Agenda 22, „sie ist eine Strategie mit konkreten Vorschlägen, wie die Kommunalpolitik behindertenpolitische Pläne umsetzen kann und wurde von der schwedischen Behindertenbewegung entwickelt.“

Nachdem die Fürst Donnersmarck-Stiftung (FDST) von dem Projekt der Schweden 2002 in Aachen erfuhr, stellte die Geschäftsführung die Kosten bereit für die Übersetzung der 22 Regeln der Agenda 22, die ausschließlich in Englisch vorlag. „Denn, nur wenn der Text auch in Deutsch vorliegt, kann er hierzulande in den Basisgruppen auch diskutiert werden“, so die einleuchtende Argumentation. Die FDST und der HSO schlossen umgehend einen Vertrag zur Übersetzung.

Aber erst die Tagung „Europäisch – national – lokal – Ein Vergleich behindertenpolitischer Instrumente zur Durchsetzung von Selbstbestimmung und Unan-

AGENDA 22

hängigkeit“ Ende Oktober 2003 in der Friedrich-Ebert-Stiftung brachte den Durchbruch. Neben der Fürst Donnersmarck-Stiftung beteiligten sich nun auch der Behindertenbeauftragte von Niedersachsen, Karl Finke, die Deutsche Vereinigung für Rehabilitation und die Albert-Schweitzer-Stiftung aus Berlin finanziell an den Druckkosten, nachdem sich die FDST lange vergeblich um Partner bemüht hatte.

Auf der Ebene der Nationen, Länder und der großen Politik geht eben alles etwas langsamer, doch jetzt sind die Basisgruppen und Gemeinden dran. Im Auftrag und zu Lasten der Fürst Donnersmarck-Stiftung wird die schwedische Anleitung zum konkreten Handeln auf der kommunalen Ebene von Frau Susanne Bell übersetzt. Anschließend wird Frau Professor Ellger-Rüttgardt, Reha-Wissenschaftlerin an der Humboldt-Universität, den Text gelesen und die NordbahngGmbH die Broschüre drucken. Der Erscheinungstermin ist für Mitte/Ende Januar 2004 vorgesehen. Interessenten können sich die Übersetzung auch schon früher auf der Website der Stiftung herunterladen. Wer informiert werden möchte, schickt seine eMail-Adresse an Golka.fdst@fdst.de. Die Übersetzung bildet den Schlussstein der Aktivitäten der FDST zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung.

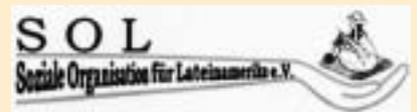
Thomas Golka



Die Sonne ging auf in der Krumme Strasse

Am 31. Oktober 2003 eröffnete der Verein SOL – Soziale Organisation für Lateinamerika e.V. in der Charlottenburger Krumme Strasse sein Geschäft. In Anwesenheit von Aurora Luka, Vertreterin der Peruanischen Botschaft, sowie der Bezirksbürgermeisterin von Wilmersdorf-Charlottenburg, Monika Thiemen und Pfarrer Nikolas Timpe von der Johannis-Basilika

berichtete Linda Gumprecht, eine der ehrenamtlich



Tätigen, über die Arbeit des Vereins und seine Aufgaben: „Wir verfolgen zwei Ziele, wir unterstützen behinderte Menschen in Lateinamerika durch direkte Übergabe von orthopädischen Hilfsmitteln und Spendensammlung für dringende Operationen und Weiterleitung von Fachinformationen. Gleichzeitig fördern wir lateinamerikanisches Kunsthandwerk durch den Verkauf von Produkten in Europa, die Fraueninitiativen und Behindertengruppen in Lateinamerika herstellen.“

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in Peru und den ebenfalls bitterarmen Nachbarländern. Durch den Verkauf von Bekleidung, Dekorationsartikeln, Schmuck, Haushaltswaren, Büroartikeln, Spielzeug, Taschen und anderem mehr versucht der Verein, Einnahmen für die Sozialen Projekte zu gewinnen. Mit den Worten „Lassen Sie die Sonne – spanisch sol – für behinderte Menschen in Lateinamerika scheinen.“ eröffnete Frau Gumprecht den Laden.

Thomas Golka

Adresse: Krumme Str. 44, 10627 Berlin, Tel.: 030 – 32 60 25 27, Öffnungszeiten: Mo. – Fr. 11:00 – 18:00 Uhr, Sa. 11:00 – 16:00 Uhr



2004 – 50 Jahre mit und für Menschen mit Behinderung

Im Frühjahr 1954 begann Paul Neukirchen, der ... „auf Befragen in sachlich klarer Form ein sehr lebendiges Programm seiner ihm vorschwebenden Aufgaben der Resozialisierung Schwerverbeschädigter entwickelte,“ – so das Kuratoriumsprotokoll – seine Arbeit in der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Herr Neukirchen organisierte Gruppen für Versehrte oder für körperbehinderte Menschen, wie man in den 70er Jahren sagte, oder, wie wir es heute nennen, Angebote für Menschen mit Behinderung in verschiedenen Berliner Nachbarschaftsheimen.

Damit war der Startschuss für die konkrete Umsetzung des Satzungszwecks, für die Arbeit für Menschen mit Behinderung in der Fürst Donnersmarck-Stiftung gefallen. Als Förderstiftung trat die Stiftung Fürst Donnersmarck-Institut schon in den 20er und frühen 30er Jahren des letzten Jahrhunderts in Erscheinung. Die erste Wesensäußerung der Stiftung war die Unterstützung der Veröffentlichung des »Handbuchs der ärztlichen Erfahrungen im Weltkrieg«, von dem vier Bände sich heute im Besitz der Stiftung befinden.

Ziel und Sinn, an den Start der Arbeit für Menschen mit Behinderung zu erinnern, ist Standortbestimmung und Perspektivgewinnung. Nach guten Beispielen suchen, sich mit ihnen vergleichen, um den eigenen Standort in der sozialen Landschaft der Bundesrepublik zu bestimmen, ist eines der Ziele einer solchen Veranstaltung. Es gilt, die tägliche Arbeit auszuwerten, Visionen zu klären, Ideen umsetzbar zu machen. Denn, so Geheimrat von Goethe: Es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muss auch tun. Und das hat die Stiftung in den letzten 50 Jahren gemacht.

Lassen Sie sich überraschen von den Aktivitäten zum Jahr 2004, dem Jahr, in dem sich der Beginn der Arbeit mit und für Menschen mit Behinderung zum 50. Mal jährt. Doch soviel sei schon verraten, am 18. März findet die Auftaktveranstaltung statt. Gegen Ende des Jahres, am 19. November, wird es einen Ball für Bewohner, Gäste, Mitarbeiter, Kooperationspartner und Freunde der Fürst Donnersmarck-Stiftung geben und dazwischen jede Menge interessante Veranstaltungen. WIR berichten darüber!

Thomas Golka

Neues Veranstaltungsprogramm der Fürst Donnersmarck- Stiftung

Das neue Veranstaltungsprogramm mit vielfältigen Angeboten der Villa Donnersmarck und der blisse 14 erscheint am 15. Januar 2004. Das Semester startet am 1. März 2004 und geht bis Ende August. Interessenten können kostenlos ein Programm unter Tel: 030 - 847 187 0 oder per mail: villadonnersmarck@fdst.de anfordern. Eine Möglichkeit zum Download besteht unter www.fdst.de



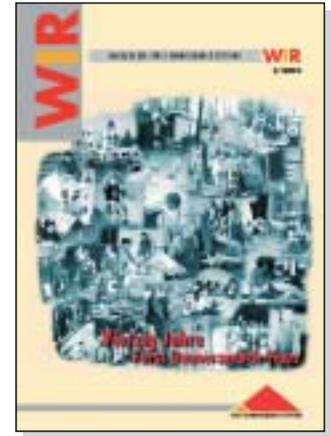
Aus dem Inhalt:

- Schallschutzmauer und Entschädigung
- Behinderte reisen – behinderte Reisen
- Wege ebnen für ein barrierefreies Holocaust-Mahnmal
- Louis Armstrong und ein Fan
- Für sozial ausgewogene Sparmaßnahmen
- Eine transparente Werkstatt
- Mit den Augen sprechen ...
- Allein in S- und U-Bahn – als Rollstuhlfahrer



Aus dem Inhalt:

- Stolpersteine gegen das Vergessen
- Kunst enthindert
- Die Zukunft des Telebus in Berlin
- Die bedarfsorientierte Grundsicherung
- SGB IX und seine Pannen in der Praxis
- Vom Prenzlauer Berg zum Kurfürstendamm
- Barrierefrei bis ins Detail?
- Genickbrecher und Gesetzlose
- Sicher in betreute vier Wände



Aus dem Inhalt:

- Ein soziales Gesicht für Europa
- 40 Jahre Fürst Donnersmarck-Haus
- „Schwester Käthe ist unser Vater“
- FDH – eine Chronik
- Ein Hauch von Indien
- Meine Freundin Dora Benzlath
- Elektro-Rollstuhl-Hockey
- Klüger durch Essen?
- Zeige deine Wunde – Bilder aus den Wahlkreisen

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name

Straße

PLZ

Ort

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

Ich brauche Exemplar(e)

- der aktuellen Ausgabe
- der Ausgabe 2/2003
- der Ausgabe 1/2003
- der Ausgabe ...

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

**Ambulant Betreutes Wohnen
Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen**

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

**Freizeit, Bildung, Beratung
Villa Donnersmarck**

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Albrechtsr. 60B, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de